

Wandel und Beständigkeit

Jüdische Gemeinde St.Gallen 1863–2013

150 JAHRE JGSG

Wandel und Beständigkeit

Jüdische Gemeinde St.Gallen 1863–2013

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024



Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Umschlagbild: Leuchter in der Synagoge St.Gallen
«Wandel» durch Elektrifizierung «Beständigkeit» seit 1881

Konzept, Gestaltung und Projektleitung: Rolf Jsaac

Layout, Satz und Druck: A. Walpen AG, 9200 Gossau

© Jüdische Gemeinde St.Gallen 2013

ISBN 978-3-033-03830-1

Wandel und Beständigkeit

Jüdische Gemeinde St.Gallen 1863–2013

Autoren- und Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit 7





Rita Schneidinger Keller/Rolf Jsaac
Zukunft braucht Herkunft 9
- Ein Dank als Vorwort
- Die Siebenmeilenstiefelchronik
- Wirken nach innen wie aussen
- Die Essenz des Judentums
- Ein Ort mit Aura
- Da sind wir zu Hause
- Für Geist und Gaumen
- Jahre und Jahrzehnte
- Eine Anerkennung der besonderen Art
- Der Platz der sanften Ruhe
- Das Leben war der Bindestrich
- Simches



Hermann I. Schmelzer
Rabbiner in St.Gallen zwischen Tradition und Moderne 57
- Rückblick auf 150 Jahre und ein Amtsverständnis



Roland Richter
«Der Präsident begrüsst und dankt» 91

Fotonachweis/Abkürzungen 115

Zum Geleit

«Den Ahnen verbunden, der Gegenwart verpflichtet, der Zukunft geöffnet».

Diese bedeutenden Worte stehen am Ende der Einleitung von «Zeugnis und Perspektive». In diesem schönen, aufschlussreichen Werk hat Rabbiner Hermann Schmelzer vor 25 Jahren die Geschichte unserer Gemeinde in der Periode von 1963 – 1988 auf eindrückliche Weise zum Ausdruck gebracht.

Zuvor hatte der ehemalige Rabbiner Dr. Lothar Rothschild sel. in seiner viel beachteten Schrift «Im Strom der Zeit» die Geschichte beschrieben, die unsere Gemeinde zwischen 1863 – 1963 durchlebt hatte. Dieses Buch wurde anlässlich des 100-jährigen Bestehens der «Israelitischen Gemeinde St.Gallen» vor 50 Jahren herausgegeben.

Nun dürfen wir mit Stolz und Freude das 150-jährige Jubiläum feiern, was für eine Jüdische Gemeinde in Europa keine Selbstverständlichkeit ist. Aus diesem Anlass machten wir es uns zur Aufgabe, diese Schriftreihe in etwas anderer Form fortzusetzen. Nach Schwerpunkten geordnet erwähnen wir einiges nur gerafft, haben dafür mehr Illustrationen zugelassen.

Mit seinem wertvollen Beitrag: «Rabbiner in St.Gallen zwischen Tradition und Moderne» – ‹Rückblick auf 150 Jahre und ein Amtsverständnis› bereichert wiederum Rabbiner Hermann I. Schmelzer diese Schrift. Dafür entbieten wir ihm unseren herzlichen Dank. Ferner schildert Roland Richter aus seiner langjährigen Vorstands- und Präsidialzeit Eindrücke in narrativer, unterhaltsamer Art auf gekonnte Weise. Auch ihm gebührt unser bester Dank.

«Wandel und Beständigkeit» sollen wie «Zeugnis und Perspektive» Leitbilder unserer Arbeit und Ausdruck unserer Überzeugung sein.

Rita Schneidinger Keller-Denneberg
Präsidentin der JGSG

Zukunft braucht Herkunft

Rita Schneidinger Keller / Rolf Jsaac

RJ



Ein Dank als Vorwort

Die nachfolgenden Kapitel blicken zurück in die 150-jährige Geschichte unserer Gemeinde. Besonderes Augenmerk legten wir auf die vergangenen 25 Jahre. Dabei stützten wir uns auf die im Geleitwort erwähnten Schriften von Rabbiner Dr. Rothschild und Rabbiner Schmelzer, auf Protokolle des Gemeindevorstandes und die von der ATID Gruppe verfasste Kurzchronik.

Der Dank geht nicht nur an die Verfasser dieser Werke, sondern auch an alle, die dazu beigetragen haben, dass überhaupt etwas geleistet wurde, worüber geschrieben werden kann. Wir sind uns bewusst, dass noch viel mehr getan wurde, als nur das, was hier aufgezeichnet wird.

Nebst dem Präsidium und den jeweiligen Vorstandsmitgliedern, die unzählige Stunden damit verbrachten, unentgeltliche Klal-Arbeit zu leisten, danken wir zudem all jenen Personen, die in den verschiedenen Kommissionen wirkten.

Den ungeschmälerten Dank verdienen auch die Damen und Herren, die in Institutionen tätig waren, die eng mit der Gemeinde verbunden sind. Zum Teil werden sie in den nachfolgenden Kapiteln erwähnt. Jedoch gibt es auch Arbeiten, die es ebenso verdient hätten beschrieben zu werden, wie beispielsweise die Tahara, welche im Zusammenhang mit dem Bestattungswesen steht.

So möchten wir es nicht unterlassen, wenigstens diese Organisationen namentlich (in alphabetischer Reihenfolge) zu nennen, mit denen sich die Gemeinde stark verbunden fühlt:

Chewra Kadischa, (Jüdischer Wohltätigkeitsverein)/Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaft, Ostschweiz/Gesellschaft Schweiz – Israel, Ostschweiz/Jüdischer Frauenverein, St.Gallen/Keren Kajemeth Leisrael, St.Gallen/Kiriat Yearim, St.Gallen/Verein jüdischer Studierender an der Universität St.Gallen/WIZO, St.Gallen



Kolorierter Stich «St.Gallen» von J.B. Isenring 1856 (Privatbesitz)

Die Siebenmeilenstiefelchronik

1860 107 jüdische Einwohner leben in der Stadt St.Gallen

1861 Die Sicherstellung der Religionsfreiheit wird in der St.Gallischen Kantonsverfassung festgehalten.

1863 Die «Israelitische Kultusgemeinde» in St.Gallen wird offiziell gegründet.

RJ

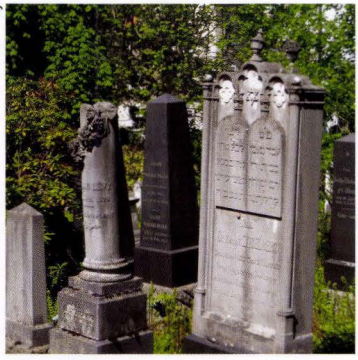


1866 Ein Betsaal entsteht im Hinterhof des Hauses «Zum Stein» am Bohl. (s. rechte Bildhälfte)



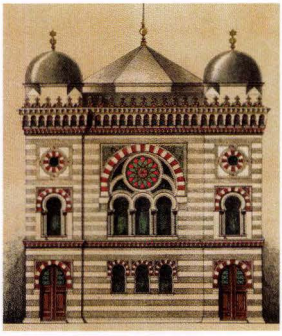
Dr. Hermann Engelbert ist der erste Rabbiner der Gemeinde und ist für diese bis zu seinem Tode im Jahre 1900 tätig.

RJ



1867 Der jüdische Friedhof im Hagenbuch wird angelegt. (Bild Grabstein von Rabbiner Dr. H. Engelbert)

1869 Die erste Beerdigung und die damit verbundene Einweihungsfeier findet statt.



1881 Einweihung der Synagoge an der Frongartenstrasse, geplant und erbaut durch die Architekten Chiodera und Tschudy.

TK



1888 Die Zahl der jüdischen Bewohner beträgt 399. Auf der Flucht vor Pogromen wandern osteuropäische Juden verstärkt ein.



1900 Rabbiner Dr. Emil Schlesinger wird nach dem plötzlichen Tod von Rabbiner Dr. H. Engelbert dessen Nachfolger.

RJ



RJ



1913 Ein zweiter jüdischer Friedhof mit Abdankungshalle wird neben dem Ostfriedhof an der Kesselhaldenstrasse neu angelegt.

1917 Die Gemeinde Adass Jisroel wird gegründet; sie entsteht durch den Zusammenschluss der osteuropäischen Juden.

TA



1919 Die Synagoge der Gemeinde Adass Jisroel an der Kapellenstrasse wird eingeweiht. Angeschlossen ist eine Mikwah.

1920 Wegen des Zusammenbruchs der österreichisch-ungarischen Monarchie wandern weitere Juden aus dem Osten zu. Dadurch wächst diese Gemeinde auf ca. 550 Mitglieder in 105 Haushaltungen an.

St.Gallen zählt insgesamt bereits 1017 jüdische Einwohner. Ungefähr 50 Schüler erhalten Religionsunterricht. Es gibt u.a. die «Chewra Kadischa» (Beerdigungsbrüderschaft und Wohltätigkeitsverein), einen Frauenverein und den «Verein Erholung».



1943 Rabbiner Dr. Lothar Rothschild übernimmt die Nachfolge des verstorbenen Rabbiners Dr. Emil Schlesinger.
St.Gallen wird ein Zentrum zur Vorbereitung auf die Auswanderung von jüdischen Flüchtlingskindern nach dem damaligen Palästina/ Erez Jisroel.

FA





1944 –1945 1386 ungarische Juden aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen und 1200 Überlebende aus Theresienstadt kommen nach St.Gallen.

RJ



1946 Das an die Synagoge angebaute Geschäfts- und Wohnhaus an der Frongartenstrasse 16 wird von der «Israelitischen Gemeinde» erworben.
Eigene Gemeinderäumlichkeiten werden errichtet.

1952 Die Synagoge an der Kapellenstrasse wird verkauft. Die beiden Gemeinden «Adass Jisroel» und «Israelitische Kultusgemeinde» schliessen sich zusammen.

RJ



(Bild: Relikt aus der Synagoge Adass Jisroel)

1957 Nach einem ersten grösseren Umbau können die Gemeinderäumlichkeiten im 1. Obergeschoss des «Gemeindehauses» an der Frongartenstrasse 16 eingeweiht und bezogen werden.



1968 Rabbiner Hermann Schmelzer wird nach dem Rücktritt von Rabbiner Dr. Lothar Rothschild an dessen Stelle nach St.Gallen berufen.

RJ



1975 Auf dem Friedhof an der Kesselhaldenstrasse wird an die Abdankungshalle eine Taharahalle angebaut.

NH



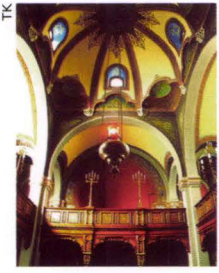
FL



1987 –1988 Ein zweiter Um- und Ausbau der Gemeinderäumlichkeiten wird vorgenommen.

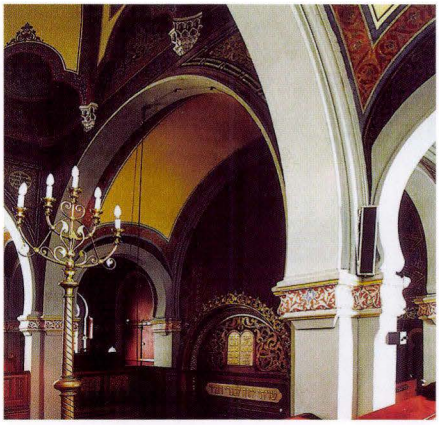
1993 Die Gemeinde wird vom Grossen Rat des Kantons St.Gallen als öffentlich-rechtliche Körperschaft anerkannt und nennt sich fortan «Jüdische Gemeinde St.Gallen».

TK



2003 –2004 Die Synagoge wird mit finanzieller Beteiligung des Denkmalschutzes restauriert und feierlich eingeweiht. Als einzige im Originalzustand erhaltene Synagoge im Bodenseeraum findet sie grosse Beachtung.

TK

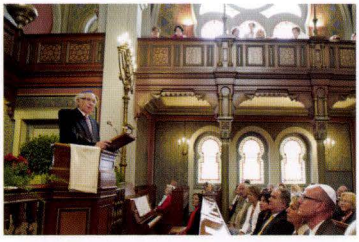


LS



2011 Herr Noam Hertig wird als Kultusbeamter gewählt.

SGT



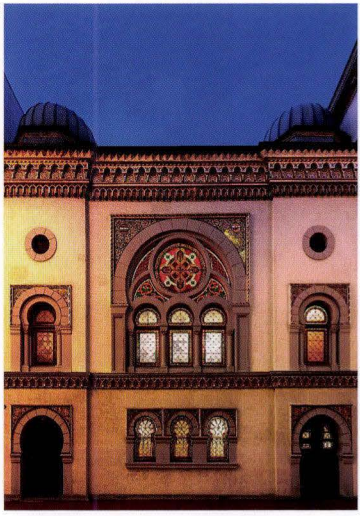
2012 Rabbiner H. Schmelzer begibt sich 80-jährig, nach 44 Jahren im Dienst der Gemeinde in den Ruhestand. Sein Geburtstag und sein Wirken werden anlässlich einer stilvollen Feier in der Synagoge angemessen gewürdigt.

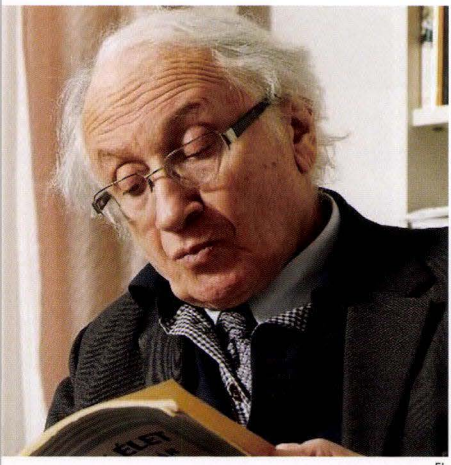
ARK



Noam Hertig wird Rabbinatsbeauftragter.

FL





FL



FL



ARK



LS

Wirken nach innen wie aussen

Rabbiner Hermann I. Schmelzer prägte und bereicherte zusammen mit seiner Frau, der Rebezzen Rita Schmelzer, das religiöse und soziale Gemeindeleben von 1968 bis zu seinem achtzigsten Geburtstag im Jahre 2012. Er wurde damit zum dienstältesten aktiven Rabbiner der Schweiz!

Nebst der Wahrnehmung aller rabbinischen Aufgaben gelang es Rabbiner Schmelzer, die Eigenheiten der immer kleiner werdenden Jüdischen Gemeinde St.Gallen nicht nur zu verstehen und zu pflegen, sondern auch zu fördern. Nicht zuletzt seinem Wirken ist es zu verdanken, dass unsere Gemeinde weit herum sowohl in jüdischen als auch in christlichen, weltlichen und politischen Kreisen bekannt und anerkannt geworden ist. Besonderen Wert legte er auf die Pflege guter Beziehungen mit anderen jüdischen Gemeinden der Schweiz und deren Vertretern. Auch ausserhalb der Jüdischen Gemeinde war er sehr aktiv. Er hielt an der Universität St.Gallen von 1973 bis 2008 Vorlesungen und unterrichtete dort in Kursen über «Ivrit – modernes Hebräisch». Als Themen, die er an der Universität behandelte, seien hier nur einige erwähnt: «Einführung in die hebräische Bibel» – «Der Jüdische Hellenismus und seine Folgen» – «Die Entstehung des Christentums» – «Maimonides» – «der Islam, der Koran» – «Ethik und Ritual« – «Aufklärung und Emanzipation der Juden» – «Die Wissenschaft des Judentums, Reform und Neuorthodoxie» – «Auferstehungsglaube aus jüdischer Sicht».

Das Gemeindeleben bereicherte er durch zahlreiche Vorträge und Lernabende. Dazu gehörten Ausführungen über «Moses Mendelssohn» – «Jüdische Normen und Bräuche im Fest und Alltag» – «Das Christentum, schon damals eine

Herausforderung für das Judentum?» – «Aus den Psalmen leben»- «Die Juden im Koran» – «Gesetz und Gnade im jüdischen Denken» – «Spinoza, der erste weltliche Jude?» – «Jüdische Denker in der Moderne».

Während all den Jahren widmete er sich überdies weiteren Aufgaben, wie: Synagogenführungen, Mitgestaltung von Fragestunden verschiedenster Schulstufen, Teilnahme bei Veranstaltungen von Vereinigungen und Organisationen. Er pflegte rege Kontakte zu Behörden und Entscheidungsträgern von Stadt und Kanton St.Gallen.

Zum Aufgabengebiet von Rabbiner Schmelzer zählte auch die Erteilung des Religionsunterrichtes. Als Religionslehrer unterrichtete er Kinder von Gemeindemitgliedern in jüdischer Geschichte und Hebräisch. Ab dem Schuljahr 2003 bis Ende Schuljahr 2008 teilten sich Herr und Frau Rabbiner Schmelzer diese Aufgabe. 2008 wurde als Entlastung für das Rabbinerehepaar Herr Kleinberger aus Zürich als Religionslehrer angestellt. Überraschenderweise kündigte er kurzfristig per Ende 2010 seine Stelle. Um die Kontinuität der religiösen Führung der Gemeinde zu garantieren, entschloss sich der Vorstand, einen Kultusbeamten (wie er in den Statuten vorgesehen ist) zu suchen. Man erhoffte sich dadurch die vakante Stelle des Religionslehrers neu zu besetzen und auch Herrn Rabbiner Schmelzer zu entlasten.

Dank einem glücklichen Zufall wurde der Vorstand auf den 27-jährigen Herrn Noam Hertig aus Zürich aufmerksam. Er hatte sein Studium mit dem Lizenziat in Philosophie 2010 abgeschlossen. An der ausserordentlichen Gemeindeversammlung vom 6. Februar 2011 wurde Herr Hertig einstimmig zum Kultusbeamten mit einem Arbeitspensum von fünfzig Prozent gewählt. Etwa zur gleichen Zeit wurde der Vertrag mit Herrn Rabbiner Schmelzer um ein weiteres Jahr, bis August 2012 verlängert, jedoch mit einem reduzierten Arbeitspensum. Der Vorstand betonte damals ausdrücklich, dass Herr Rabbiner Schmelzer seine Funktion als Gemeinderabbiner beibehalten werde. Herr Hertig nahm seine Arbeit in St.Gallen am 1. März 2011 als Kultusbeamter und Religions-

lehrer auf. Ab 2. Mai 2011 leitete er für interessierte Gemeindemitglieder fünf Lernabende zum Thema «Einführung ins jüdische Gebet». Seinen Wohnsitz behielt er in Zürich.

Die Ansichten von Herrn Rabbiner Schmelzer und dem 53 Jahre jüngeren Herrn Hertig stimmten nicht immer überein. Aber die Zusammenarbeit war vom gegenseitigen Respekt und beidseitigem Einfühlungsvermögen geprägt. Seit Rabbiner Schmelzers Ausscheiden aus dem Gemeindedienst Ende August 2012, in seinem 81. Altersjahr, nimmt Herr Hertig Rabbinatsfunktionen wahr, sofern diese im Befugnisbereich eines nicht zum Rabbiner Ausgebildeten liegen. Im Oktober 2012 beschloss der Vorstand, Herrn Hertig aufgrund seiner Tätigkeiten «Rabbinatsbeauftragter» zu nennen. Der Vorstand unternimmt zusammen mit Herrn Hertig verschiedene Anstrengungen, das Gemeindeleben weiterhin attraktiv zu gestalten.

FL



Die Essenz des Judentums

Unter «Judentum» versteht man die Gesamtheit aus Kultur, Geschichte, Religion und Tradition... Diese Erklärung liefert uns «Wikipedia».

«Die Jüdische Gemeinde ist im Sinne der Tradition zu führen.» Dieser Satz steht am Anfang der Statuten der Jüdischen Gemeinde St.Gallen. Anlässlich der Gemeindeversammlung vom 2. Mai 2010 wurde dies erneut bekräftigt mit den Worten: *«... Der Vorstand legt Wert darauf, die Gemeindeinstitutionen im Sinne der Tradition und gemäss den Bestimmungen des jüdischen Religionsgesetzes zu führen. Diese Basis lässt sich mit einer Pluralität der Ansichten und Freiheit der Einzelnen in der privaten Lebensgestaltung vereinbaren. Die Jüdische Gemeinde St.Gallen soll weiterhin den Dialog mit Menschen sowie Organisationen aller Konfessionen, zur Förderung gemeinsamer Interessen und im gegenseitigen Respekt, pflegen.»*

Die Gottesdienste der hohen und weniger hohen jüdischen Feiertage, zu denen auch die «Schabbatot» gehören, bilden das zentrale Element.

Der jüdische Kalender beginnt mit «Rosch Haschana» (Kopf des Jahres). Darauf folgt nach 10 Tagen «Jom Kippur» (Versöhnungstag). Der Synagogenbesuch an diesen sogenannten Hohen Feiertagen ist, wie fast auf der ganzen Welt, auch in unserer Synagoge rege. Zur Liturgie gehören jeweils die kräftigen Töne des Schofars, welches seit vielen Jahren vom langjährigen Vorstandsmitglied Dr. Harry Wiener geblasen wird. Den Gottesdienst begleiten auch feierliche Gesänge. Während über zwanzig Jahren hatte bis 2001 Dr. Ilan Gablinger mit seiner schönen Stimme diese Melodien in der Synagoge vorgetragen. Seit 2004 bereichert Aron Waltuch als Chasan die Hohen Feiertage gesanglich.

An «Sukkot» (Laubhütten- beziehungsweise Erntedankfest) versammeln sich die Besucher jeweils nach den kurzen Gottesdiensten in der Synagoge in der «Sukka». Das Dach wird geöffnet und bei einem «Kiddusch» werden kleine Köstlichkeiten genossen. Bei dieser Gelegenheit darf erwähnt werden, dass «die Rebezzen», wie Frau Rita Schmelzer liebevoll genannt wird, während vielen Jahren die «Sukka» geschmückt und diese Gaumenfreuden zubereitet und dargeboten hatte. Neuerdings werden auch koschere Pizzas gereicht. An «Simchat Torah» werden die mit Erdnüssen und Süssigkeiten gefüllten Päckchen an die Kinder verteilt. Damit findet dieses Fest seinen Abschluss.

«Chanukka» ist das Fest der Lichter. Nach dem Entzünden der Kerzen findet im Gemeindesaal ein gemütlicher Abend mit «milchigem Buffet» statt, welches mit viel Liebe traditionsgemäss von den Damen der WIZO zubereitet wird. Jährlich tragen Speis, Trank, Spiel, Gesang und besinnliche Worte zu einer besonderen Atmosphäre bei.

«Purim» ist ein Fest der Erinnerung aber auch der Freude. Die «Megillat-Ester» (Schriftrolle Ester) wird in der Synagoge verlesen. Jedes Mal, wenn die Kinder das Wort «Haman» hören, rasseln sie mit den mitgebrachten Holzrätschen so fest und so laut wie sie können. Der Lärm soll daran erinnern, dass eben dieser «Haman», der letztendlich zu Tode kam, der Prototyp des Judenhassers war. Nach dem Gottesdienst findet im dekorierten Gemeindesaal eine «Sëuda» (Nachtessen) statt. Dabei kommt bei Jung und Alt, sowohl bei den Ver- als auch bei den Bekleideten, eine gute Stimmung auf.

«Pessach» erinnert an den Auszug aus Ägypten. Der Abend, an welchem beim «Sedermahl» die «Hagada» gelesen wird, bildet einen weiteren Höhepunkt des rituellen Gemeindelebens. Eine grosse Anzahl Mitglieder nimmt seit Jahren an diesem besonderen Anlass im Gemeindesaal teil. Jacques Weil *(er wird auch andernorts erwähnt)* hat fast eine Generation lang alle Teilnehmer bekocht. Als er sich von dieser selbst auferlegten Aufgabe zurückzog, wurde ein Koch engagiert.

Zu erwähnen wären noch die Wochenfeste und die «Schabbatot». Auch diese sind für jede jüdische Gemeinde nicht minder wichtig. Problematisch ist hier der schwache Synagogenbesuch, bei dem oftmals kein «Minjan» erreicht wird. Für das Minjan bedarf es zehn oder mehr mündiger, männlicher Juden. Nur so kann ein vollständiger Gottesdienst abgehalten werden. Seit mehr als vierzig Jahren bemühen sich Rabbinat und Vorstand auf unterschiedliche Weise, an diesen Tagen mehr Leute in die Synagoge zu locken. Eine Lösung, welche sich bis heute mehr oder weniger bewährt, ist ein «Minjan Plan». Rabbinat und Synagogenkommission listen jeweils für ein halbes Jahr im Voraus sogenannte «wichtige» Schabbatot auf. Zumindest an diesen festgelegten Schabbatot wird meist «Minjan» erreicht. Als bescheidene Belohnung wird treuen Gottesdienstteilnehmern nach diesen «Minjan Shabbatot» im Gemeindesaal ein Kiddusch offeriert, ganz nach dem Motto unserer Gemeinde: klein aber fein!

FL



Ein Ort mit Aura

Besonders stolz sind wir auf unsere im Jahr 1880/81 von den damals bekannten Architekten Chiudera und Tschudy aus Zürich erbauten Synagoge im maurisch-byzantinischen Stil *(siehe «Die Synagogen der Schweiz», Ron Epstein, Schriftenreihe des SIG, Band 13).* Bereits 1976 beabsichtigte der Gemeindevorstand, die Synagoge renovieren zu lassen. Damals war an eine originalgetreue Übermalung gedacht worden. Aus diversen Gründen fand die geplante Renovation bei den Gemeindemitgliedern keine Mehrheit. Erst 29 Jahre später, an der Gemeindeversammlung vom 25. Mai 2003, beschlossen die Gemeindemitglieder einstimmig, die schon überfällige Sanierung der Synagoge auszuführen. Die Restauration fand unter der Federführung von Rolf Jsaac – er hatte bereits den Umbau des Gemeindehauses 1986/87 geleitet – unter Beizug des kürzlich verstorbenen Architekten Dr. Tönis Kask und der Unterstützung des Denkmalschutzes statt. Glücklicherweise hatte es die Gemeinde in all den Jahren zuvor unterlassen, die Synagoge zu «renovieren», wodurch eine Zerstörung vermieden werden konnte. Der ursprüngliche Zustand der Malereien sollte, wie zur Zeit seiner Erbauung im Jahre 1880, soweit wie möglich wiederhergestellt werden. Dies machte vorerst eine subtile Reinigung der Wand- und Deckenmalereien unumgänglich, welche durch den Staub der ehemaligen Gasbeleuchtung verschmutzt worden waren. Die finanzielle Beteiligung des Denkmalschutzes war an die Bedingung geknüpft, Farbmaterialien zu verwenden, wie dies Ende des 19. Jahrhunderts üblich war. Nicht zuletzt deshalb hielten sich die Planer an die Devise «so wenig wie möglich und so viel als nötig». Auch die Beleuchtung wurde zu einer Knacknuss. Die Menschen sind sich in unserer Zeit an wesentlich höhere Lux-Zahlen als vor

120 Jahren gewöhnt. Trotzdem musste jegliche Blendwirkung vermieden werden. Die bis dahin dunklen Eckkuppeln und Treppenhäuser konnten ebenfalls ausgeleuchtet werden.

Erwähnt werden darf die Tatsache, dass dank konsequenter Überwachung die Kosten der Restauration unter Budget gehalten werden konnten.

Da sind wir zu Hause

Im Jahre 1945 war die Gemeinde zwar im Besitze von einer Synagoge und zwei Friedhöfen, nicht jedoch von eigenen Gemeinderäumlichkeiten. Das Eckhaus an der Frongartenstrasse/Schreinerstrasse, welches unmittelbar an die Synagoge angrenzt, wurde damals zum Kauf angeboten. Zu jenem Zeitpunkt konnte sich der Vorstand nicht für einen Kauf der Liegenschaft entscheiden. Im Laufe der Diskussion stellte ein Vorstandsmitglied der Gemeindeversammlung ein Ultimatum: entweder die Gemeinde kaufe das Objekt, oder er erwerbe für sich die Liegenschaft. Aufgeschreckt durch dieses Votum rang sich die Gemeinde durch und kaufte im Jahre 1946 diese fünfstöckige Geschäftsliegenschaft. Bis Mitte der 50er-Jahre nutzte die Gemeinde eigene Räumlichkeiten auf verschiedenen Etagen.

Nach einem ersten grösseren Umbau im Jahre 1957 wurde das ganze 1. Obergeschoss nur noch für gemeindeeigene Zwecke genutzt. Nebst Küche und Gemeindesaal waren auch zwei Schulzimmer und das Betlokal (Stüberl) für die Mitglieder der ehemaligen Gemeinde «Adass Jisroel» untergebracht.

In einer der beiden Wohnungen auf der 4. Etage lebte der Kantor Borenstein mit seiner Gattin, in der anderen das Ehepaar Kuster. Die Eheleute Kuster hatten viele Jahre Abwartsdienste für die Gemeinde geleistet. Diese Wohnung wird bis heute als Abwartswohnung genutzt. 1995 bis 2010 wurden beide Objekte mehrmals saniert und den heutigen Bedürfnissen angepasst.

Die schlecht genutzten Räume im Hochparterre und die ehemaligen Kellerräumlichkeiten im Untergeschoss wurden im Jahre 1986 zur Vermietung ausgeschrieben. Die Migros-Ostschweiz interessierte sich für diese Räume von insgesamt 330 m^2 für interne Schulungszwecke und war bereit

RJ



NH



einen mindestens 15-jährigen Mietvertrag einzugehen, unter der Voraussetzung, dass die Gemeinde als Hauseigentümerin die Räume nach entsprechender Vorgabe ausbaue.

An der ausserordentlichen Gemeindeversammlung vom 25. August 1987 bewilligten die Gemeindemitglieder einstimmig den Umbau und die Renovation des Gemeindehauses. Der Umbau gliederte sich im Wesentlichen in drei Hauptgruppen: Einerseits waren das der Um- und Ausbau der Räumlichkeiten im Keller und Hochparterre nach den Wünschen der Migros-Ostschweiz mit eigenem Eingang an der Schreinerstrasse, andererseits eine Fassadenrenovation inklusive Sanierung der Sandsteingewände und Erneuerung der Fenster. Hinzu kam noch die Neugestaltung der Gemeinderäumlichkeiten. Der Abbruch einer Wand zum ehemaligen Schulzimmer machte der neuen Garderobe und dem Archiv Platz. Vor wenigen Jahren wurde erwogen, dieses Archiv ausser Haus unterzubringen. Doch wurde letztlich entschieden, die Konvolute im Hause zu behalten und in feuerhemmenden Schränken zu lagern. Durch Abbruch einer weiteren Wand konnte die Küche vergrössert und mit dem ehemaligen Schulraum auf der Südseite verbunden werden. Dieses Zimmer wurde zum Wirtschafts- und Schrankraum. Der Gemeindesaal erhielt ein neues Gesicht. Dank der Gliederung der Decke mit einer künstlerisch einfallsreich gestalteten Beleuchtung gewann der lange, relativ schmale Raum an Behaglichkeit. Der knarrende Boden wurde ebenfalls saniert. Als Glücksfall erwies sich, dass die Gemeinde während des Umbaus für sechs Monate in die erste Etage des Geschäftshauses der Firma Burgauer & Co. (Inhaber war der langjährige Präsident Werner Burgauer) an der nahegelegenen Bleichestrasse 11 ausweichen konnte.

Dieser grosse Umbau wurde zum Teil aus Mitteln der Gemeinde bezahlt und überdies durch die Aufnahme einer Hypothek finanziert (zwischenzeitlich amortisiert).

Eine Sanierung des Dachs des Gemeindehauses wurde 1991 vorgenommen.

CH



CH



Für Geist und Gaumen

Nebst der Begehung von religiösen Festen und Feiertagen veranstaltete die Gemeinde auch soziale Anlässe verschiedenster Art. Es wurde und wird stets angestrebt, all den Bedürfnissen gerecht zu werden. Nicht immer waren die Versuche von Erfolg gekrönt. So wurde im Jahre 1989 versucht, nachdem die Gemeinderäume neu gestaltet worden waren, mit Clubabenden das gesellige Leben in der Gemeinde zu fördern. Es war vorgesehen, zweimal im Monat einen Abend bei Spiel und Film durchzuführen. Dabei sollten allen Interessierten die Türen geöffnet sein, den Gemeindemitgliedern, den Studenten und den Israelis. Dieses Ansinnen war, mit den Worten von Max Frisch ausgedrückt, «von durchschlagender Wirkungslosigkeit». Die Damen des Jüdischen Frauenvereins St.Gallen haben in den letzten Jahren diese Idee wieder aufgenommen und führen interessante Filmnachmittage durch.

Auf grösseres Interesse stiessen bei den Gemeindemitgliedern verschiedene Referate, Diskussionen und Vorträge: Erwähnt seien hier nur ein paar Rosinen. In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts diskutierten die Herren Josef Guggenheim und Prof. Peter Kaufmann an einem Podiumsgespräch zum Thema «Religionsgesetz und individuelle Freiheit». Hier prallten Ansichten des orthodoxen sowie des liberalen Judentums friedlich aufeinander. An einem weiteren Anlass sprach der bekannte Maler Dan Rubinstein über die neu entstehenden kunstverglasten Fenster für das «Misgav Ladach» Spital in Jerusalem. Ein Podiumsgespräch fand mit den Herren Rabbiner Adler und Dr. Zwillenberg statt: «Welche jüdischen Werte sind wesentlich, weitergegeben zu werden.» Auch hier zeigte sich, dass die orthodoxe von der liberalen Position nicht so weit auseinanderliegen muss, wie von ei-

nem Teil des Publikums erwartet worden war. In einer anderen Podiumsdiskussion mit Frau Oberrichterin Bräm wurde zum Thema «Medizinische, juristische und religiös-ethische Aspekte der modernen Reproduktionsmedizin» Stellung genommen. Auch die Ausführungen der Gruppe namens «Best Hope» hatten mit Gesundheitsfragen zu tun, nämlich der Behandlung und Rehabilitation von Drogenabhängigen. Sehr interessant war der Vortrag mit dem Titel «Fundamentalismus in den monotheistischen Religionen» vom katholischen Theologen und Psychoanalytiker Martin Odermatt.

Im Mai 1997 wurde in St.Gallen die Wanderausstellung «Schweizer Juden» mit einer denkwürdigen Vernissage eröffnet. Als besonderer Anlass fand ein öffentliches Gespräch von Frau Klara Obermüller mit Herrn Dr. Sigi Feigel statt. Der Gemeindepräsident und Arzt Dr. Roland Richter bereicherte die Gemeinde mit Worten zum Thema «Was Bibel und Talmud über Krankheiten und deren Linderung berichten.» Über den Gemeindebund referierte Rolf Jsaac zum Thema Centralcomité im SIG unter dem Titel «Aus der Schule geplaudert». 1999 philosophierte er zum Thema «Von Werten und Wertungen – Gedanken über Wertsysteme des Menschen in Bezug auf Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Justiz und Gott.» Der Lichtbildervortrag von Peter Enzensberger zum «Leben und Wirken des Generalkonsuls Carl Lutz» begeisterte. (Carl Lutz hatte in Budapest über 60'000 Juden vor der Ermordung durch die Nazis bewahrt.) Im Februar 2000 wechselten sich Herr Rabbiner Schmelzer und Frau Dr. Andrea Degginger in den Ausführungen zum Thema «Was ist Talmud – kein Buch mit sieben Siegeln» ab. Im darauffolgenden Jahr berichtete die Historikerin Frau Sabine Schreiber über ihre wissenschaftliche Arbeit zur Entwicklungsgeschichte der Jüdischen Gemeinde St.Gallen. Fünf Jahre später las sie dann aus ihrem Werk «Hirschfeld, Strauss, Malinsky – Jüdisches Leben in St.Gallen 1803 bis 1933» vor. (Leider verstarb Frau Schreiber viel zu früh, erst fünfzigjährig im August 2012.) Der Historiker Stefan Mächler gab einen Einblick in sein Buch «Hilfe und Ohnmacht – der Schweizerische Israelitische Gemeindebund

und die nationalsozialistische Verfolgung 1933 – 1945». Der Vortrag von Rita Schneidinger Keller und ihrem Ehemann über «Fernweh – Auf dem Landweg um die Welt» regte, nicht zuletzt aufgrund der gezeigten Bilder, die Gemeindemitglieder zum Träumen an.

Um das Gemeindeleben zu fördern, formierte sich eine Gruppe aktiver Frauen zur Gruppe ATID. Das hebräische Wort «Atid» stand nicht nur für «Zukunft», wie das Wort in der deutschen Übersetzung heisst. Vielmehr wollten die Initiantinnen auch den Slogan verankert wissen: «**A**llgemeine **T**hemen und **I**deen **d**urchsetzen». Nach Erreichen der wichtigsten Ziele löste sich die Gruppe im Februar 2011 auf. Bei einem Seminar von PD Dr. Eric Petry vom Institut für jüdische Studien in Basel erfuhren im Februar 2009 die Anwesenden Interessantes zum Thema «Umgang mit Kritik an Israel».

Beliebt bei den Gemeindemitgliedern waren die im Sommer durchgeführten Wanderungen in die nähere Umgebung von St.Gallen. Zur Stärkung wurde jeweils ein Käsebuffet gereicht. Seit 1994 offeriert die Gemeinde seinen Mitgliedern und deren Familien jährlich einmal einen reichhaltigen, milchigen Sonntagsbrunch auf einem Bauernhof. Nebst den gemeindeinternen Anlässen hatten die Gemeindemitglieder immer wieder Gelegenheit, an zahlreichen interessanten Veranstaltungen von der Gemeinde nahestehenden Organisationen teilzunehmen.

RJ



Jahre und Jahrzehnte

Der Gemeindevorstand von 1988 bis 2013

Vom kleinsten Verein bis zur grössten global tätigen Unternehmung sehen die Statuten ein Organ vor, das sich Vorstand nennt und vom Präsidium geleitet wird. So gibt es auch in der Jüdischen Gemeinde St.Gallen dieses Gremium. Viele dieser Vorstandsmitglieder haben jeweils als «Offiziere» nicht nur Entscheidungen getroffen, sondern auch gleich die «Soldatenarbeit» selbst erledigt.

Vorerst seien diejenigen Personen genannt, welche über Jahrzehnte diese uneigennützige, ehrenamtliche Arbeit im Vorstand geleistet haben:

Hanns Neuburger gehörte **42** Jahre dem Vorstand an (1950 bis Mai 1992), dabei war er zwischen 1967 und 1980 Präsident und danach bis zu seinem Ausscheiden Co-Präsident. Sein Engagement im Bau- und Sozialbereich war ihm eine Herzensangelegenheit.

Rolf Jsaac brachte es auf **33** Jahre Vorstandstätigkeit (1977 bis 2010). Davon war er 16 Jahre Co-Präsident (1994 bis 2010). Als Quästor (von 1979 bis 2006) verwaltete er das Gemeindevermögen, zu welchem auch die Immobilien zählen. Seit 2010 ist er Mitglied in der GPK und nimmt, wie schon während seiner Zeit im Vorstand Spezialaufgaben wahr. Überdies war er 22 Jahre lang Mitglied im Centralcomité des SIG, bevor er 2005 aus jenem Gremium zurücktrat.

Rolf Blumenfeld bereichert den Vorstand seit **30** Jahren, nämlich seit 1980 mit kurzem Unterbruch (1987 bis 1991). 2006 übernahm er von Rolf Jsaac das verantwortungsvolle Amt des Kassiers und die zeitaufwendige Verwaltung der Liegenschaften, sowie weitere Bereiche. Seit 2011 ist er zudem Vizepräsident.

Francis Lévy kann auf **23** Jahre Vorstandstätigkeit zurückblicken. Er zählte zum Vorstand von 1971 bis zu seinem Wegzug aus St.Gallen 1994.

Dr. med. Roland Richter wirkte **22** Jahre im Vorstand. Gewählt 1987, leitete er mit ruhiger und doch entschlossener Hand geschickt die Gemeinde während 21 Jahren, von 1988 bis 1994 als Co-Präsident, anschliessend bis 2009 als Präsident. Seit 2009 ist er Mitglied der GPK.

Dr. iur. Andrea Degginger Wander ist seit **19** Jahren im Vorstand. Nebst allgemeiner Vorstandstätigkeit fasst sie seit vielen Jahren zuverlässig die Protokolle der Gemeindeversammlungen und Vorstandssitzungen ab.

Simon Rothschild, der unermüdliche Kämpfer für die öffentlich-rechtliche Anerkennung der Gemeinde, widmete sich während **17** Jahren, von 1977 bis 1994, der Arbeit im Vorstand, ab 1980 als Co-Präsident.

Dr. phil. Harry Wiener gehörte ebenfalls **17** Jahre (von 1994 bis 2011) dem Vorstand an. Als Kommunikator wirkte er nach innen und aussen. Er kümmerte sich zudem um die religiösen und nicht religiösen Veranstaltungen der Gemeinde. Von 2005 bis 2011 war er zudem Mitglied des Centralcomités des SIG.

Dr. iur. Mikael Schmelzer, Sohn vom Rabbinerehepaar Schmelzer, zählte von 1994 bis zu seinem Rücktritt 2010 **16** Jahre zum Vorstand. In seinen Verantwortungsbereich fielen vor allem die Beschäftigung mit religiösen Anliegen der Gemeinde und der Synagogenbetrieb.

Rhoda Schnur wurde 1980 als erste Frau in den Vorstand gewählt. Nach **14** Jahren Vorstandstätigkeit trat sie 1994 in die GRPK (respektive GPK) ein, der sie bis heute angehört. Sie hat zudem die Aufgabe übernommen, Gemeindemitgliedern bei speziellen Geburtstagen im Namen der Gemeinde zu gratulieren.

Jacques Weil teilen wir in dieser Rekordliste einen Ehrenplatz zu, obwohl er während der letzten 25 Jahre nicht mehr dem Vorstand angehörte. Er war 1975 im Anschluss an seine 14-jährige Vorstandsarbeit, wovon 4 Jahre als Vize-Präsident noch bis 2011 engagiertes Mitglied in der GRPK/GPK. Er hatte somit insgesamt **50** Jahre, in manchen Bereichen auch ohne Mandat, mitgeholfen, die Geschicke der Gemeinde zu gestalten.

Ab 1988 gehörten dem Vorstand folgende Personen an:
Simon Rothschild (Co-Präsident), Hanns Neuburger (Co-Präsident), Pierre Burgauer, Albert Herz, Rolf Jsaac, Francis Lévy, Roland Richter und Rhoda Schnur.

Die weitere Entwicklung des Vorstandgremiums lässt sich gerafft wie folgt zusammenfassen:
An der Gemeindeversammlung vom Mai 1988 trat Hanns Neuburger als Co-Präsident zurück, blieb aber ein weiteres Jahr im Gremium. Im Zuge der öffentlich-rechtlichen Anerkennung der Jüdischen Gemeinde St.Gallen, massgebend initiiert durch Simon Rothschild, kam es im Vorstand zu heftigen Diskussionen. 1991 sah Simon Rothschild seine jahrelangen Bemühungen für die Anerkennung zunichte gemacht. Im Zorn legte er sein Amt als Co-Präsident nieder und erklärte, sofort aus dem Vorstand zurückzutreten. Er konnte kurz darauf dazu bewegt werden, diesen Entscheid wieder rückgängig zu machen. 1991 traten Hanns Neuburger und Pierre Burgauer aus dem Vorstand aus. Neu wurde Rolf Blumenfeld gewählt, der schon früher einmal dem Vorstand angehörte hatte. 1994 traten Simon Rothschild und Rhoda Schnur nicht mehr für

den Vorstand an. Francis Lévy zog nach Genf und schied ebenfalls aus. Neu gewählt wurden Frau Andrea Degginger Wander, Harry Wiener und Mikael Schmelzer. Der Vorstand bestimmte mit Stichentscheid des Präsidenten für je zwei Amtsjahre Rolf Jsaac (für 1994 bis 1996) und Harry Wiener (für 1996 bis 1998) als Co-Präsidenten. Harry Wiener übernahm dann aber das Co-Präsidium wegen häufiger Landesabwesenheit doch nicht. Rolf Jsaac blieb Co-Präsident. Im Frühjahr 1994 trat Albert Herz wegen seines Umzuges nach Zürich zurück. Von 1998 bis 2001 gehörte auch Simon Abenhaim dem Vorstand an. 2006 übernahm Rolf Blumenfeld von Rolf Jsaac das Amt des Kassiers. 2008 wurde die Juristin Rita Schneidinger Keller-Denneberg als zusätzliches Mitglied in den Vorstand gewählt. 2009 trat Roland Richter sowohl als Präsident als auch als Vorstandsmitglied zurück. Als seinen Nachfolger hätte man gerne Rolf Jsaac zum neuen Präsidenten bestimmt. Die Vorschriften über die öffentlich-rechtliche Anerkennung verunmöglichten jedoch seine Wahl, da er nicht im Kanton St.Gallen wohnt. Co-Präsident blieb er weiterhin. Ebenfalls 2009 wurde das Vorstandsmitglied Rita Schneidinger Keller als erste Frau in der Geschichte der Jüdischen Gemeinde St.Gallen zur Präsidentin gewählt. Auf die Gemeindeversammlung vom Mai 2010 trat Rolf Jsaac aus dem Vorstand aus. Kurz zuvor hatte Mikael Schmelzer ebenfalls seinen Rücktritt erklärt. Harry Wiener wurde Vizepräsident. Simon Abenhaim kam erneut in das Gremium, das er jedoch aus zeitlichen Gründen im November 2011 wieder verliess. Auf die Gemeindeversammlung vom Mai 2011 trat Harry Wiener aus dem Vorstand aus. Neu in den Vorstand kamen Carmen Hagmann-Jsaac und John Wolf. Der Kassier Rolf Blumenfeld wurde Vizepräsident. An der Gemeindeversammlung vom Mai 2012 wurde Frau Batja P. Guggenheim-Ami in den Vorstand gewählt.

Vorstandsmitglieder der Jüdischen Gemeinde St.Gallen im Jubiläumsjahr 2013 sind somit:
Rita Schneidinger Keller-Denneberg (Präsidentin), Rolf Blumenfeld (Vizepräsident), Andrea Degginger Wander, Batja P. Guggenheim-Ami, Carmen Hagmann-Jsaac und John Wolf.

Eine Anerkennung der besonderen Art

Bereits 1863 anlässlich der Gründung der «Israelitischen Kultusgemeinde St.Gallen» bestand die Absicht, sich um die öffentliche Anerkennung zu bemühen. Vor allem sollte die öffentliche Anerkennung die Zwangsmitgliedschaft aller am Ort wohnenden Israeliten (so wurden die Juden damals genannt) bewirken. Man versprach sich, vom Zwang zur Mitgliedschaft den Fortbestand der jüdischen Religionsgemeinschaft für die Zukunft zu sichern. Die Regierung war damals diesem Ansinnen gegenüber positiv eingestellt. Der Statutenentwurf der jüdischen Religionsgemeinschaft wurde im Grossen Rat des Kantons St.Gallen geprüft. Doch dann wehrte sich ausgerechnet der St.Galler «Israelit» Markus Brunner gegen die Anerkennung. Dies vor allem mit der Begründung, es könne niemand gezwungen werden, der neuen Genossenschaft (gemeint ist «der Jüdischen Gemeinde») beizutreten. Unterstützt wurde Brunner später noch von zwölf weiteren «Israeliten». Folglich kam es zu heftigen Diskussionen, auch im Grossen Rat und in der Regierung. Die Forderung nach der für alle anerkannten Religionsgemeinschaften notwendigen Zwangsmitgliedschaft war es dann auch, welche die öffentliche Anerkennung schlussendlich verhinderte. Die Gemeinde hatte laut damaliger Verfassung nicht den Charakter einer Religionsgenossenschaft. Trotzdem durfte sie sich in späteren Statuten, welche vom Regierungsrat 1867 genehmigt wurden, Israelitische «Genossenschaft» nennen. Dieser Name war der einzige Hinweis auf die beinahe erlangte öffentliche Anerkennung! Im Zusammenhang mit der Statutenrevision von 1906 änderte die Israelitische Genossenschaft ihren Namen und nannte sich fortan «Israelitische Kultusgemeinde St.Gallen».

TK



Das Bestreben nach öffentlich-rechtlicher Anerkennung beschäftigte die Gemeinde in mehr oder weniger grossen Abständen immer wieder. Das Protokoll der Vorstandssitzung vom April 1977 führt zum Traktandum «Vertraulich» aus: *«Es wird ein vertrauliches Traktandum behandelt. Wir werden im nächsten Protokoll ausführlich darauf zurückkommen.»* Von der nächsten Sitzung wird im Protokoll festgehalten: *«Die Sache läuft. Wir werden an einer nächsten Sitzung darauf zurückkommen.»* Das Geheimnis wurde, zumindest protokollarisch, an der Vorstandssitzung vom 1. Dezember 1979 gelüftet: Es handelte sich um juristische Abklärung im Zusammenhang mit einer allfälligen öffentlich-rechtlichen Anerkennung der Israelitischen Gemeinde St.Gallen. An der ausserordentlichen Gemeindeversammlung vom August 1982 stimmte eine grosse Mehrheit der Gemeindemitglieder dem Antrag des Vorstandes zu, an den Regierungsrat des Kantons St.Gallen ein Gesuch auf öffentlich-rechtliche Anerkennung der Israelitischen Gemeinde St.Gallen zu richten. Seit damals gab es innerhalb der Gemeinde immer wieder Unstimmigkeiten wegen dieses Themas. Anfangs 1992 hatte der Regierungsrat eine Botschaft an den Grossen Rat erlassen. Für Co-Präsident Simon Rothschild war die öffentlich-rechtliche Anerkennung unabdingbar. Mit unermüdlichem Einsatz setzte er sich für die Erreichung dieses Zieles ein. Er und seine Mitstreiter versprachen sich, (wie bereits der Vorstand 1863), dass dank der Zwangsmitgliedschaft die Gemeinde zu mehr Mitgliedern kommen würde. Anlässlich der Gemeindeversammlung vom 3. Mai 1992 stimmten die Gemeindemitglieder der Botschaft des Regierungsrates an den Grossen Rat zu, was die gemeindeinterne Zustimmung zur öffentlich-rechtlichen Anerkennung bedeutete. Vor der Abstimmung war es zu verschiedenen Einwendungen gekommen. Beanstandet wurde unter anderem, dass Gemeindemitglieder, welche im Kanton Appenzell A. Rh. wohnen im Vergleich mit den im Kanton St.Gallen Wohnenden, schlechter gestellt würden. Sie könnten nicht Vorsitzender sein und zu-

dem dürfe nur ein Mitglied aus dem Kanton Appenzell A. Rh. dem Vorstand angehören. Dies führte dann tatsächlich 2009 zur unangenehmen Situation, dass Rolf Jsaac nicht zum Präsidenten gewählt werden konnte. Am 6. Dezember 1992 wurde die öffentlich-rechtliche Anerkennung der Israelitischen Gemeinde St.Gallen einstimmig, ohne Diskussion, vom Parlament ausgesprochen. Nach unbenutzter vierwöchiger Referendumsfrist wurde der Beschluss rechtskräftig. Der Vollzug wurde auf den 1. Juli 1993 festgelegt. Die Israelitische Gemeinde hatte sich dadurch von einem Verein zu einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft gewandelt. Mit der öffentlich-rechtlichen Anerkennung wurde sie den katholischen, evangelischen und christkatholischen Kirchgemeinden politisch gleichgestellt. Das bedeutete aber auch, dass die Organisation der Gemeinde dem kantonalen Recht unterworfen war. Der Kanton gestand der Gemeinde zwei Ausnahmen zu: Erstens, dass sie die Steuern nach eigenen Steuersätzen selbst einziehen darf und zweitens, dass Juden mit Wohnsitz im Kanton Appenzell A. Rh. freiwillig Mitglieder in der Israelitischen Gemeinde werden können mit den gleichen Rechten und Pflichten wie die im Kanton St.Gallen wohnhaften Mitglieder. Für die im Kanton St.Gallen wohnhaften Juden wurde die Pflichtmitgliedschaft eingeführt. Juden mit Wohnsitz in anderen Kantonen können ebenfalls auf freiwilliger Basis Mitglieder werden und seit der neuen Kantonsverfassung von 2005 auch wählen und abstimmen! Mit der Überarbeitung der Gemeindeordnung beschloss die Gemeinde an der Gemeindeversammlung vom 25. April 1993, sich von nun an «Jüdische (und nicht mehr «Israelitische») Gemeinde St.Gallen» zu nennen. An der ausserordentlichen Gemeindeversammlung vom 17. Oktober 1993 wurden die wegen der öffentlich-rechtlichen Anerkennung notwendig gewordenen Änderungen der Gemeindeordnung und das neue Finanzreglement eingehend diskutiert und schlussendlich von der Gemeindeversammlung genehmigt. Beide Erlasse wurden von den Behörden ohne Änderungen akzeptiert. An der Gemeindeversammlung vom 24. April 1994 äusserte sich der

Co-Präsident Dr. Roland Richter zur «öffentlich-rechtlichen» Anerkennung mit den Worten: *«Das Verfahren ist nun völlig abgeschlossen. Die Jüdische Gemeinde St.Gallen ist nun eine anerkannte und dem öffentlichen Recht unterstellte Körperschaft... Mit Blick auf das unter dem Stichwort «Synagoge» Dargelegte sei die Frage erlaubt: Wozu eigentlich?* «Mit dieser rhetorischen Frage spielte Dr. Roland Richter auf den Umstand an, dass auch durch den Gewinn von einigen wenigen Neumitgliedern die Schwierigkeit, ein «Minjan» zu erzielen (siehe unter «Die Essenz des Judentums»), nicht gelöst wurde.

Viele Neumitglieder machten von ihrem Recht Gebrauch, mit beglaubigter Unterschrift ihre Nichtzugehörigkeit zur Gemeinde zu erklären. 1996 stellte der Vorstand ernüchtert fest, dass die öffentlich-rechtliche Anerkennung nicht, wie erhofft, viele Neumitglieder gebracht hatte.

RJ



Der Platz der sanften Ruhe

Seit 1873 ist die Jüdische Gemeinde im Besitze eines eigenen Friedhofs, dem alten Friedhof an der Hagenbuchstrasse. Da auf diesem Grundstück kein Platz für eine Abdankungshalle war, erwarb die Gemeinde 1913 an der Kesselhaldenstrasse ein Grundstück für einen weiteren Friedhof. Noch im gleichen Jahr wurde dort eine Abdankungshalle errichtet und feierlich eingeweiht.

Im April 1990 entdeckte man an der Fassade der Abdankungshalle und an sechs Grabsteinen Schmierereien. Die Gemeinde durfte grosse Sympathiekundgebungen von christlicher Seite entgegennehmen.

Seit 1992 ist der Friedhof mit einer von der Stadt eingerichteten Buslinie erreichbar. Die dazu erforderliche Verbreiterung der Strasse machte einen Landabtausch zwischen der Stadt und der Jüdischen Gemeinde notwendig. Im Zuge der Neugestaltung der Strasse wurde die Nordabgrenzung des Friedhofs neu gestaltet.

Die Abdankungshalle und der Tahara-Raum wurden 1996 renoviert. Die Gemeinde fasste den Beschluss, den Friedhof für Bestattungen von Gemeindemitgliedern vorzubehalten. Aus Rücksicht auf die anderen Religionsgemeinschaften sollen an Sonntagen, wenn möglich, keine Beerdigungen stattfinden.

Schiefe oder gar umgefallene Grabsteine mussten auf beiden Friedhöfen immer wieder aufgerichtet werden. Um diese Vorkommnisse künftig zu umgehen, wurde 1996 auf dem Friedhof Kesselhalde auf den noch unbelegten Grabfeldern ein Sockelband aus Beton im Boden eingelassen. Doch für die zuvor gestellten Grabsteine blieb dieses Problem bestehen, so dass diese von Zeit zu Zeit aufgerichtet und untermauert werden müssen.

Im Jahr 1999 erstellte das ehemalige Vorstandsmitglied Jacques Weil einen Katasterplan des Friedhofes und eine Grabliste. Seither kann diese elektronisch abgerufen werden. Die neue Grabnummerierung führte dazu, dass die Lage des Grabes nun in der Grabnummer integriert ist. Zudem sind die Grabreihen mit Plaketten beschriftet.

Die Meinungen, wie gepflegt eine Friedhofanlage sein soll, gaben und geben immer wieder zu Diskussionen Anlass. Die Ansichten darüber sind sehr unterschiedlich. Aus diesem Grunde wurde im Jahre 2002 das Gartenbauamt, welches den an den Jüdischen Friedhof angrenzenden Christlichen Friedhof pflegt, um eine Stellungnahme beigezogen. Diese Institution hat den Zustand unseres Friedhofes als in Ordnung befunden.

Anlässlich der Vernehmlassung zum neuen Friedhofgesetz hält die Gemeinde gegenüber dem Kanton 2011 klar fest, dass sich am Status quo nichts ändern dürfe. Vor allem müsse die ewige Grabesruhe gewährleistet bleiben. Zudem dürften nur Angehörige Jüdischen Glaubens auf dem Friedhof beerdigt werden.

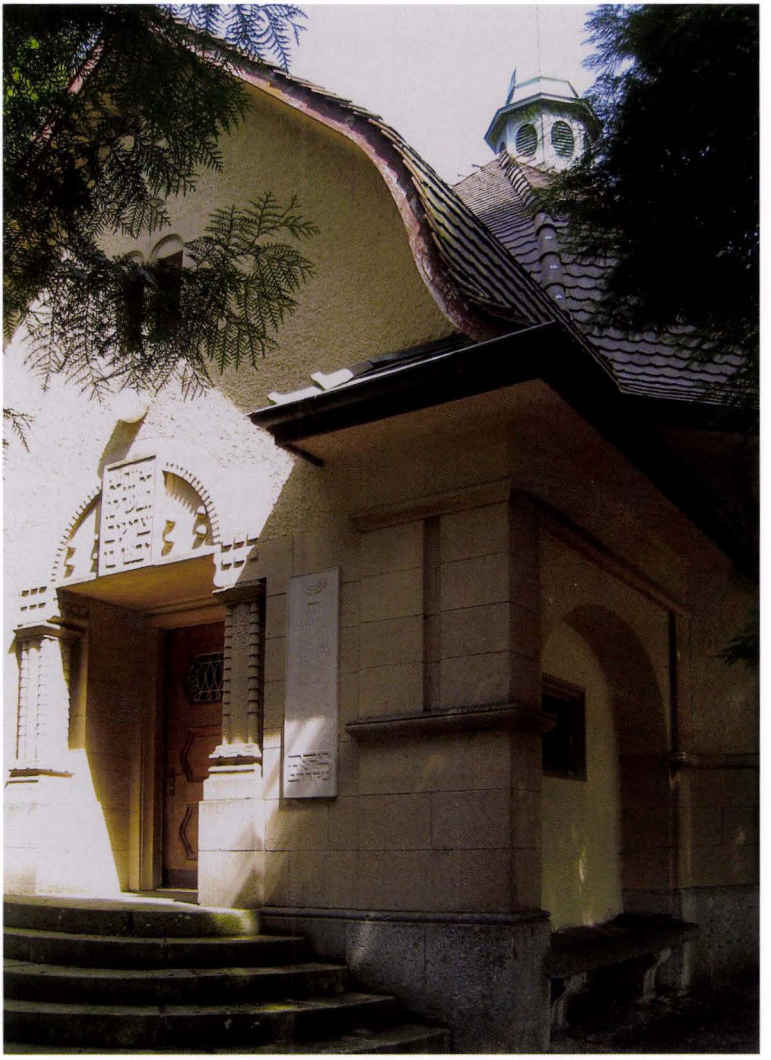
«Das Leben war der Bindestrich»

Autor unbekannt

Im Gedenken an unsere Gemeindemitglieder, die in der Zeit zwischen 1988 bis 2012 verstorben sind.

Sara Levy	24.06.1899 – 10.02.1988
Ludwig Selig	18.09.1916 – 16.06.1988
Edith Steiner-Nördlinger	01.07.1900 – 25.06.1988
Valérie Haupt-Gottesmann	24.02.1908 – 04.07.1988
Rosa Horn	28.03.1957 – 11.11.1988
Ernst Blumenfeld-Gayer	19.10.1910 – 25.01.1989
Hermann S. Goldschmidt-Freuler	23.02.1912 – 28.02.1989
Samuel Teitler-Joseph	19.10.1900 – 09.05.1989
Erich Freystadt	25.02.1899 – 16.01.1990
Erwin Denneberg	15.09.1911 – 11.02.1990
Victor Neuburger-Günther	25.02.1915 – 02.07.1990
Jenny Weil-Wyler	18.11.1895 – 16.07.1990
Hermine Lisak-Jablonski	18.05.1904 – 13.09.1990
Margrit (Mimi) Burgauer	09.03.1911 – 08.11.1990
Joseph Ornstein	12.08.1907 – 11.01.1991
Edith Kleinberger	01.09.1914 – 04.04.1991
Karl Bernhaut	06.03.1917 – 20.05.1991
Gerda Epstein-Grünewald	17.01.1906 – 25.05.1991
Paula Gilsi-Ornstein	04.06.1907 – 27.05.1991
Ethel Kellmann	13.11.1906 – 14.02.1992
Sima Kutas-Mannheim	31.08.1909 – 04.04.1992
Helmut Steiner-Nördlinger	20.09.1899 – 05.06.1992

RJ



Jules Selig	01.06.1915 – 20.03.1993
Jankel Germann	28.10.1901 – 26.03.1993
Hanspeter Weil	10.07.1911 – 26.04.1993
Lissy Salomon-Labahn	18.04.1898 – 30.05.1993
Livia Krausz-Kaufmann	21.09.1907 – 21.08.1993
Berti Friesländer-Bloch	15.11.1896 – 27.08.1993
Bajla Friede-Rotmann	10.03.1910 – 26.02.1994
Margreth Kellmann	24.10.1908 – 11.03.1994
Lilli Ornstein	12.08.1907 – 24.04.1994
Jean Aron Lévy-Meyer	23.11.1902 – 29.07.1994
Sonja Kutas	02.04.1944 – 03.08.1994
Huguette Lauer-Kahn	00.00.1933 – 10.08.1994
Robert Neuburger	13.03.1950 – 11.09.1994
Malie Götti-Adler	31.03.1902 – 22.10.1994
Vera Burgauer	09.10.1905 – 07.02.1995
David Sternlicht	28.05.1913 – 12.03.1995
Hedwig Schay-Hesse	24.12.1898 – 09.04.1995
Szlama Aron Flaks	10.04.1898 – 19.04.1995
Louise Spiegel	04.07.1909 – 08.09.1995
Ben Ami-Malinsky	23.12.1897 – 27.09.1995
Frida Ami-Malinsky	19.01.1908 – 28.09.1995
Conrad W. Gerstel-Kurzweg	27.09.1911 – 26.05.1996
David Erlanger	21.03.1914 – 27.05.1996
Gertrud Altschüler-Berg	13.02.1906 – 09.06.1996
Ernest Lévy-Schnitzer	22.04.1914 – 20.10.1996
Willy Rottenberg	26.07.1905 – 21.01.1997
Rosa Rappaport	16.10.1906 – 05.02.1997
Huguette Neuburger-Günther	24.08.1926 – 20.03.1997
Ernst Kleinberger	01.01.1910 – 07.06.1997
Paula Wegner	14.09.1909 – 06.02.1998

Vita Isaac-Schönfeld	24.11.1912 – 21.02.1999
Gabriel Safra	31.10.1954 – 04.02.1999*
Stefanie Brandt-Nieuzyla	29.10.1910 – 03.07.1999
Martha Teitler-Lipper	18.01.1915 – 20.07.1999
Marthe Gérard-Katz	28.03.1911 – 31.08.1999
Lilly Herz-Fenigstein	10.11.1911 – 19.11.1999
Jan Spiegel	04.07.1936 – 04.01.2000
Susanne Günther-Marx	05.07.1904 – 17.01.2000
Berty Sciaky-Malinsky	19.03.1909 – 01.02.2000
Alice Bermann-Cohn	25.05.1914 – 04.02.2000
Helene Erlanger	23.12.1944 – 19.02.2000
Judith Rosenbaum	03.12.1914 – 21.02.2000
Regina Sachs-Ornstein	15.06.1902 – 08.03.2000
Ruth Henriette Gerstel-Kurzweg	09.09.1910 – 10.06.2000
Thea Rothschild-Katz	26.08.1920 – 21.09.2000
Selma Hofmann	06.04.1928 – 16.02.2001
Ilse Brown	30.04.1918 – 23.02.2001
Elsa Pruschy	07.09.1905 – 17.04.2001
Claude Landmann	28.05.1949 – 18.05.2001
Paul Janowitz	28.01.1916 – 28.06.2001*
Juliette Kahn-Weil	13.01.1915 – 05.11.2002
Louis Merlin-Wurmser	12.06.1910 – 11.11.2002
Paula Lévy-Schnitzer	17.04.1914 – 06.05.2003
Olga Rappaport	11.06.1918 – 15.07.2003
Kurt Bollag-Adler	29.10.1921 – 24.07.2003*
Paula Pnina Rabeau (Rottenberg)	17.06.1914 – 26.07.2003*
Tamara Wiener	24.09.1976 – 07.11.2003
Fernande Lévy-Meyer	12.08.1910 – 14.06.2004
Hans Altschüler	08.03.1914 – 08.11.2004
Margot-Cäcilie Josefowitz	14.09.1922 – 14.11.2004
Laszlo Horn	25.08.1925 – 05.02.2005

Lilly Merlin-Wurmser	01.03.1919 – 31.03.2005
Margrith Bader-Wyler	07.02.1919 – 01.07.2005
Rudolph Einstein	03.09.1921 – 06.06.2006
Ilse Guggenheim-Van Kollem	04.04.1924 – 26.06.2006
Vera Neuburger-Teitler	03.11.1931 – 10.08.2006
Janine Burgauer	26.04.1925 – 28.06.2007
Irene Ruf	28.05.1912 – 27.08.2007
Fritz Weil-Bloch	21.07.1919 – 02.11.2007
Marguerite Weil-Bloch	17.01.1928 – 04.09.2008
Marguerite Dreyfuss-Wurmser	12.08.1912 – 07.03.2009
Leni Mezger	10.09.1932 – 04.12.2010
Emma Flaks-Spiegel	24.12.1910 – 03.04.2012
Béla Malek-Horn	30.08.1932 – 05.06.2012

*Diese Personen wurden nicht auf unserem Friedhof bestattet.

SGT



Simches

Feiern und Jubilieren

Dem 150-jährigen Jubiläum der Jüdischen Gemeinde gingen einige Feste voraus.

Aus Anlass des 50-jährigen Bestehens hatte 1913 eine Feier stattgefunden. Eine Chronik, verfasst vom damaligen Aktuar Leopold Brandt, wurde herausgegeben. 1963 wurde das 100-jährige Jubiläum gefeiert und wieder erschien eine Schrift: «Im Strom der Zeit – Hundert Jahre Israelitische Gemeinde St.Gallen 1863 – 1963», geschrieben vom damaligen Rabbiner Dr. Lothar Rothschild. Vor 25 Jahren, am 12. Mai 1988, feierte die Gemeinde ihr 125-jähriges Bestehen im Kongresshaus Schützengarten, wo gleichzeitig der 83. Delegiertentag des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG) nach 25 Jahren erstmals wieder in St.Gallen stattfand. Dieses Mal war es der amtierende Rabbiner Hermann Schmelzer, der zum Jubeljahr eine Chronik verfasste und zwar mit dem Titel: «Zeugnis und Perspektive – Die Israelitische Gemeinde St.Gallen in den Jahren 1963 bis 1988». In diesem Werk ist nebst den vielen anderen Geschehnissen auch die bereits erwähnte 100-Jahrfeier stilvoll beschrieben.

Zu beschreiben wären nebst Chuppas (Hochzeiten), Bar- und Bat-Mizwas noch die Einweihung der neuen Gemeinderäumlichkeiten im Jahre 1989 (siehe unter: «Da sind wir zu Hause») oder die Delegiertenversammlung des SIG im Jahre 1999, die zum vierten Mal in St.Gallen stattgefunden hatte. An jenem Anlass hielt die damalige Bundespräsidentin Ruth Dreifuss eine Ansprache. Rabbiner Schmelzers ergreifendes «religiöse Eingangswort» wurde mit einem lange anhaltenden Applaus gewürdigt. Der Besuch der Ausstellung «Qumran – die Schriftrollen vom Toten Meer» in der Stiftsbibliothek St.Gallen bildete das Begleitprogramm.

Nach Abschluss der Restauration der Synagoge (beschrieben unter «Ein Ort mit Aura») wurde sie am 21. November 2004 festlich eingeweiht. Oberkantor Marcel Lang mit Vokalquartett umrahmte die Feier musikalisch. Grussbotschaften überbrachten Regierungsrat Peter Schönenberger und Stadtpräsident Dr. Heinz Christen. Ein Apéro-Buffet im Pfalzkeller für alle Gäste rundete den gelungenen Anlass ab.

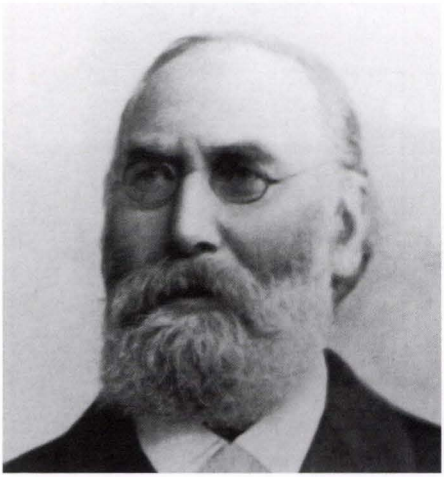
Am Sonntag, 30. Oktober 2005 wurde die neu restaurierte Synagoge interessierten Gemeindemitgliedern und ehemaligen Gemeindemitgliedern bei einer Feierstunde gezeigt. Bestaunt werden konnte dabei auch die Einbettung der Synagoge in die Stadtlounge. (Als «Stadtlounge» wird der durch die Raiffeisenbank initiierte und durch die Künstlerin Pipilotti Rist realisierte Platz im Bereich der Synagoge bezeichnet.)

Seit 1995 beteiligt sich die Jüdische Gemeinde St.Gallen an der offiziellen interkonfessionellen religiösen Bundestagsfeier (1. August-Feier) der Stadt St.Gallen, welche abwechslungsweise in der Kirche St.Laurenzen oder im Dom abgehalten wird. Jährlich formuliert ein Gemeindemitglied einige kurze Gedanken zu vorgegebenen Themen. 2011 und 2012 fiel diese Ehre dem Rabbinatsbeauftragten Noam Hertig zu. Stolz trug er dabei eine Kippa mit Schweizerkreuz.

Eine würdige Feier fand in der Synagoge am 26. August 2012 zu Ehren von Rabbiner Hermann Schmelzer statt. Nach 44 Jahren im Dienste der Gemeinde trat er bei guter Gesundheit, soeben achtzigjährig geworden, in den wohlverdienten Ruhestand. Zahlreiche ehemalige Gemeindemitglieder ehrten Rabbiner Schmelzer mit ihrer Anwesenheit. Der ehemalige Kantor der ICZ, Bernard San, umrahmte diesen Anlass mit seiner sonoren Stimme. Rabbiner Marcel Y. Ebel, Kirchenratspräsident Dr. Dölf Weder und Stadtpräsident Thomas Scheitlin sprachen Grussworte. Im nahegelegenen Hotel Einstein wurde zum Abschluss der Feier in ungezwungener Atmosphäre ein feines Buffet gereicht.

Rabbiner in St.Gallen zwischen Tradition und Moderne

Hermann I. Schmelzer



Rabbiner Hermann Engelbert



Rabbiner Lothar Rothschild



Rabbiner Emil Schlesinger



Rabbiner Hermann I. Schmelzer

Rückblick auf 150 Jahre und ein Amtsverständnis

Die Jüdische Gemeinde St.Gallen ist einer eigenständigen Tradition verpflichtet, die es im Wandel der Zeiten zu wahren gilt. Entstehung und Kontinuität dieser Gemeinde war verbunden mit einem Rabbiner-Typus in seiner Bereitschaft, sich für die Begegnung von Tradition und Moderne nach innen wie aussen zu engagieren.

Erinnerung bedeutet den gegenwärtigen Blick in die Vergangenheit, um die Zukunft mit Zuversicht, aber ohne Illusion anzugehen. Bei Erscheinen dieser Zeilen werde ich erst kürzlich mein Amt als Rabbiner niedergelegt haben. Wer eine Zeit engagierten Berufslebens abschliesst, muss Distanz gewinnen. Und so hoffe ich, mit diesem Rückblick in Dankbarkeit solche Distanz zu finden sowie eine Leserschaft zu erreichen, die mit Geschichtsbewusstsein auf eigene Weise Tradition und Moderne verbinden will.

Die moderne Schweiz und die moderne jüdische Gemeindeorganisation mitteleuropäischen Zuschnitts sind beide ein Produkt des 19. Jahrhunderts im Kontinuum einer Vorgeschichte. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurde die Schweiz zum demokratischen Bundesstaat, der jüdische Menschen als gleichberechtigte Bürger und praktiziertes Judentum als Teil einer Religionsvielfalt akzeptierte. Dafür war die Bundesverfassung zu ändern, wie schliesslich in den Jahren 1866 und 1874 geschehen. Die Emanzipation, hier somit ein Kurzbegriff für Gleichstellung von Juden, vollzog sich auch in der Schweiz erst nach mannigfachen Anläufen auf verschiedenen Ebenen, mit Rückschlägen und Einschränkungen. Es brauchte das beharrliche Engagement markanter Fürsprecher ausserhalb des Judentums sowie nicht immer bequemen Druck ausländischer Staaten. Erst dadurch liess sich eine entscheidende Mehrheit

mündiger Bürger überzeugen, handfeste Handelsinteressen der Schweiz mit rechtsstaatlichen Prinzipien in Einklang zu bringen. Die Wirkungskraft der stets kleinen Judenheit in der Schweiz genügte für sich allein nicht, doch waren einige Wenige im Stande, sich zu exponieren. Zu ihnen gehörten in St.Gallen sechsundzwanzig grossteils bereits wirtschaftlich etablierte Kaufleute, die hier als Juden nicht mehr nur auf Zusehen geduldet werden wollten. Mit Entschlossenheit hatten sie über Jahre gegen kantonale Vorschriften gekämpft, die gegen Anwesenheit und Berufstätigkeit von Juden gerichtet waren. Aber nachdem diese tatkräftige Gruppe ihr Ziel endlich weitgehend erreicht hatte und sich in dieser Aufbruchstimmung des Jahres 1863 zur Gründung einer jüdischen Gemeinde in St.Gallen versammelte, drohte das Vorhaben schon im Ansatz zu scheitern. Ein Rabbiner half, die schwierigen Anfänge zu überwinden.

Rabbiner Dr. Meyer Kayserling (1829–1905)

Im Jahre 1863 war das beschauliche Surbtal im Kanton Aargau mit den Orten Endingen und Lengnau, wo einst die Grafschaft Baden hoheitlichen Schutz zur Ansiedlung gewährt hatte, nicht nur Wiege, sondern Zentrum der Schweizer Judenheit. Denn inzwischen wohnten zu Mitte des 19. Jahrhunderts an jenen beiden Orten rund 1500 Glaubensangehörige, was an zwei repräsentativen Synagogenbauten bis heute erkennbar bleibt. Für beide Orte amtete seit 1861 Dr. Meyer Kayserling als Rabbiner. Mit Argumentationskraft trat der junge Gelehrte in die wissenschaftliche und politische Arena der Emanzipation. Sein Schwiegervater, Rabbiner Dr. Ludwig Philippson (1811–1889), war der dynamische Herausgeber der *Allgemeinen Zeitung des Judentums.* Das im ganzen deutschen Sprachraum gelesene Blatt dokumentierte und förderte die Emanzipationsbewegung auch in der Schweiz. Deren publizistischer Begleiter und Vorkämpfer Marcus Getsch Dreifus(s) (1812–1877) half prägnant mit, dass Rabbiner Kayserling über das Surbtal hinaus als Vertreter der Schweizer Judenheit wahrgenommen wurde.

Die Gemeindegründer in St.Gallen steckten noch immer in Entwürfen fest, als sie nach sechs Sitzungen den Beschluss fassten, Rabbiner Kayserling für einen Vortrag nach St.Gallen einzuladen. Die Begegnung im März 1864 machte bleibenden Eindruck und ist noch später in Gemeindedokumenten als «geschichtlicher Akt» bezeichnet, bei dem Rabbiner Kayserling wiederholt die denkwürdigen Worte ins Publikum gesprochen habe, «dass selbst die verschiedensten religiösen Anschauungen sich nach und nach vereinigen können, wenn ihnen nur einmal durch ein organisiertes Gemeindeband hierzu Gelegenheit verschafft werde, daher er vor allem veranlasst sei, uns aufzumuntern, unser Werk tatkräftig zu beginnen». Tatkraft war bei Rabbiner Kayserling mit Realitätssinn verbunden. Das Leitungsgremium wollte stracks eine öffentliche Körperschaft anstreben, um einen den Landeskirchen ebenbürtigen Beitrittszwang gegenüber Glaubensangehörigen zu bewirken. Davon riet Rabbiner Kayserling in einer Sitzung im engeren Kreis ab, bot sich aber an, mit bislang nicht beigetretenen jüdischen Familien das Gespräch zu suchen. Doch davon wollte das Leitungsgremium nichts wissen, blieb bei seinen hohen Ambitionen und liess sich bevollmächtigen, entsprechend an die Regierung zu gelangen. Weil die Regierung das Gesuch befürwortend an das kantonale Parlament zur Genehmigung weiterleitete, schien das Ziel nahe. Aber ein sowohl in Hohenems wie auch in St.Gallen verankerter jüdischer Geschäftsmann mit in jeder Hinsicht grossen Verdiensten brachte das Verfahren zu Fall, denn seine öffentliche Petition, mit der er sich gegen einen Beitrittszwang wehrte, erhielt sogar Unterstützung aus den Reihen der einst geeinten Gemeindegründer.

Rabbiner Dr. Hermann Engelbert (1830-1900) Amtszeit in St.Gallen: 1866-1900

Erst im Jahre 1866 liess sich ein Kompromiss finden, indem eine provisorische Gemeinde auf freiwillig privater Basis vorerst für drei Jahre gebildet werden sollte, wobei es den

Beitretenden überlassen war, für diese Zeit ihren jährlichen Beitrag selbst verbindlich festzusetzen. Auf Empfehlung von Dr. Kayserling wurde sein ehemaliger Studienkollege Rabbiner Dr. Hermann Engelbert aus München auf August 1866 als Prediger und Lehrer nach St.Gallen berufen sowie ihm ein ausgebildeter Vorbeter beigestellt. Einen Monat später bezog man im Hinterhof eines Hauses am heutigen Bohl ein Mietlokal, welches für die kommenden 15 Jahre als Betsaal diente.

Rabbiner Engelbert leistete Pionierarbeit bei der Gestaltung einer Gebetsordnung. In Anbetracht der ihm teils radikal widersprüchlich angetragenen Neuerungswünsche war es keine leichte Aufgabe, eine tragfähige Linie zu finden. Doch es gelang ihm, die Grundlagen für einen Ritus zu schaffen, der zum Kennzeichen der St.Galler Gemeinde für konzentrierte Würde im Gebet werden sollte.

Zu den vordringlichen Aufgaben gehörte es, für eine würdige Grabstätte zu sorgen. Verhandlungsgeduld sowie Einsatz beträchtlicher Mittel waren erforderlich, um im Jahre 1867 ein Feld für diesen Zweck zu erwerben. Zwei Jahre später musste der Friedhof durch die erste Beerdigung eingeweiht werden. Die Presse berichtete über «ein sehr ansehnliches Trauergeleit aus allen Klassen der Bevölkerung» und stellte anerkennend Gedanken aus der Trauerrede des Rabbiners in den Mittelpunkt: «Auch in der Schweiz kläre sich der Himmel, und diesem humanen Geiste sei es zu verdanken, dass jetzt hier den Israeliten diese Stätte des Friedens vergönnt sei». Doch es musste immer wieder bei Behörden und Nachbarn intensiv um Verständnis für die Tradition jüdischer Bestattungsriten geworben werden. Zu den grossen Verdiensten von Rabbiner Engelbert bei der Etablierung des Friedhofswesens gehört auch die von ihm im Detail vorbereitete Gründung zweier Vereinigungen, nämlich der Beerdigungsbrüderschaft (Chewra Kadischa, 1868) und des Frauenvereins (1876).

Die Errichtung einer Religionsschule für jüdische Kinder war wesentlich für seine Wahl gewesen, denn Rabbiner Engelbert konnte eine langjährige Erfahrung als Pädagoge auf-

weisen. In der Regel standen zwei bis drei Wochenstunden zur Verfügung, um Wissen des Judentums in Religionslehre, biblische Geschichte und Hebräisch zu vermitteln. Sein gutes Einvernehmen mit den städtischen Schulbehörden erleichterte Dispensationen an jüdischen Feiertagen und die Möglichkeit, in den Schulhäusern einen Raum für Religionsunterricht zu erhalten.

Rabbiner Engelbert wuchs zunehmend in die überregionale Rolle seines Mentors Kayserling. Dieser hatte im Jahre 1870 das Surbtal verlassen, um fortan in der damals grössten europäischen Synagoge, dem Tabaktempel in der aufstrebenden, kurz darauf vereinigten Metropole Budapest, zu wirken. Zu jenem Zeitpunkt gab es somit in der Eidgenossenschaft nur zwei jüdische Gemeinden mit einem eigenen Rabbiner: Genf und St.Gallen. Rabbiner Engelbert stellte sich in jenen Jahren wiederholt als Gastprediger für die seit 1862 bestehende Israelitische Cultusgemeinde Zürich (ICZ) zur Verfügung. Im Jahre 1875 erschien sein bahnbrechendes wissenschaftliches Werk zur *Statistik der Juden.* Daraus lässt sich unter anderem ersehen, dass 1870 im Kanton St.Gallen 212 Personen, in Genf (mit Carouge) 712 Personen als Juden verzeichnet sind, die dortigen Gemeinden mit Rabbiner, Kultusbeamten und Wohltätigkeitsvereinen indes auf einer Stufe stehen.

Die durch einen organisatorischen und finanziellen Kraftakt am 21. September 1881 eingeweihte Synagoge bildete die Abrundung des hürdenreichen Gemeindeaufbaues und zugleich Wahrzeichen einer durch die Bundesverfassung emanzipierten Religionsgemeinschaft. Als die ICZ ihre mit denselben Architekten erbaute Synagoge drei Jahre später einweihte, leitete wiederum Dr. Engelbert als Rabbiner die Feier mit einer vielbeachteten Ansprache.

Ganz ähnlich wie zuvor Rabbiner Kayserling, hatte sich Rabbiner Engelbert sogleich bei Amtsantritt an die Öffentlichkeit wenden müssen, um das Judentum zu verteidigen. Denn kaum war unter seiner Aufsicht die nach jüdischem Ritus vorgeschriebene rituelle Schlachtung durch den dafür eigens ausgebildeten und von Dr. Kayserling geprüften Kultus-

beamten im städtischen Schlachthaus eingeführt, regte sich Widerstand. Der erste Anstoss kam aus Konkurrenzgründen noch nachvollziehbar interessegeleitet vom Metzgergewerbe, rasch abgelöst durch zuvor schwer vorstellbare Allianzen, um als breite Front heftige Emotionen zu schüren. Rabbiner Engelbert gelang es, die während seinen ersten Jahrzehnten in St.Gallen jeweils lokal verfügten Verbote wieder zurücknehmen zu lassen; dafür musste einmal sogar der Instanzenweg bis zum Bundesrat beschritten werden.

In einer Artikelreihe, die er später in einer Broschüre vereinte, legte Rabbiner Engelbert Einsichten dar, die allzu oft kein Gehör finden: «Gerade das Alte Testament, gerade das mosaische Gesetz ist es, das zuerst zum Schutz der Tiere gegen jede Misshandlung und Grausamkeit aufgetreten, das zuerst eine milde und schonende Behandlung der Tiere von Seiten der Menschen verlangte, das zuerst durch verschiedene Verordnungen und Erlasse Vorkehrungen getroffen, dass der Mensch das Vorrecht, womit ihm die Tierwelt zur Verfügung gestellt worden, nicht missbrauche und sich zu einem herz- und schonungslosen Wüten gegen dieselbe das Gemüt nicht verhärte. Noch ehe von Tierschutzvereinen unter den Menschen die Rede sein konnte, noch ehe der Areopag in Athen über Tierquälerei abgeurteilt, hat das Alte Testament den Israeliten verpflichtet, auch in dem vernunftlosen, aber doch empfindsamen Tiere das Geschöpf Gottes zu achten und in dessen Behandlung sich immer nur als Mensch zu zeigen, d.h. mild, schonend und barmherzig.»

Und es war Rabbiner Engelbert, der in seinem letzten Lebensjahrzehnt die jüdische Stimme bildete gegen eine Verfassungsinitiative auf Bundesebene. Andere unterschätzten jenes neue, erstmals zum Zuge kommende Instrument der Volksrechte. Am 20. August 1893 konnten die immerhin 127'101 Neinstimmen nicht verhindern, dass 191'527 Stimmen genügten, um in der Schweiz ein im 20. Jahrhundert in Gesetzesform fortgeführtes, immer wieder im öffentlichen Fokus stehendes Schächtverbot zu verankern.

Das Jüdisch-Theologische Seminar in Breslau (1854–1938) als Kaderschmiede des modernen Rabbinats

Die kollegiale Freundschaft zwischen den beiden Rabbinern Kayserling und Engelbert beruhte auf ihrem ähnlichen Bildungsparcours, der sie an verschiedene bedeutende Talmudschulen (Jeschiwot), aber auch an staatliche Universitäten (beide studierten Geschichte in Berlin bei Leopold von Ranke) geführt hatte. Dieser selbst zusammengestellte duale Ausbildungsweg mit dem Ziel eines weltlichen Universitätsabschlusses und einer anerkannten Zulassung als Rabbiner entstand aus Neigung und Notwendigkeit. Die in manchen Dekreten der Emanzipationszeit ausdrücklich vorgeschriebene Akademisierung des Rabbinerberufes entsprach der Absicht des Staates, Einfluss auf die jüdischen Gemeinschaften zu nehmen. Und weil für jüdische Akademiker eine Karriere an staatlichen Universitäten zumeist versperrt blieb, sicherte die Zulassung als Rabbiner ein Auskommen.

Mit ihren Interessen, Methoden und Publikationen standen beide für die jüdische Gemeindebildung in St.Gallen wegweisenden Rabbiner in der Linie, die massgeblich durch Leopold Zunz (1794–1886) seit 1818 auf eine Kurzformel gebracht war: «Wissenschaft des Judentums». Die kommenden Rabbiner-Generationen dieser Wissenschaft des Judentums sollten es einfacher haben, indem ein strukturierter Ausbildungsweg mit abgestimmtem Lehrplan an einem Zentrum geschaffen wurde. Dank eines vermachten Stiftungsvermögens wurde im Jahre 1854 das Jüdisch-theologische Seminar in Breslau (dem heutigen Wroclaw in Polen) gegründet. Treibende Kraft wurde Rabbiner Dr. Zacharias Frankel (1801–1875). Zwischen den Gegenpolen der stürmisch aufgekommenen Reformbewegung und der energisch abwehrenden Orthodoxie befürwortete er einen dritten Weg, den er als «positiv-historisch» charakterisierte. Manche finden dafür die Bezeichnung «gemässigte Reform» passender, andere bevorzugen die Wortwahl «konservativ», auch weil diese

Ausrichtung über das im Jahre 1887 gegründete und seither aktive Jewish Theological Seminary of America (JTS) mit Hauptsitz in New York die Mitte-Strömung des Gemeindejudentums in den USA (Conservative Judaism) beeinflusste.

Geprägt durch Rabbiner Frankel als Direktor und eine im selben Seminargebäude wohnende, kompakte Dozentengruppe (in der Ursprungsbesetzung der bekannte Historiker Heinrich Graetz, der Philologe Jacob Bernays und Manuel Joel), erzielte das Breslauer Seminar mit seiner häuslichen Atmosphäre und legendären Bibliothek eine erstaunliche Wirkung, die hier nur angedeutet werden kann. Zum grössten Kapital wurden seine Studenten, Absolventen und Dozenten, die bei Lehreinrichtungen und Gemeinden unterschiedlicher Couleur gesucht waren. Der in Breslau tolerierte, ja geförderte Pluralismus in der persönlichen religiösen Einstellung eröffnete eine Bandbreite mit Variationen. Der Zusammenhalt der «Breslauer» untereinander und mit ihrer Ausbildungsstätte schuf ein Netzwerk von Menschen und Ideen.

Weitere Ausbildungsstätten, die sich der Breslauer positiv-historischen Linie zurechneten, sind zum Beispiel die Landes-Rabbinerschule in Budapest (1877) sowie die Israelitisch-Theologische Lehranstalt in Wien (1893), und auch bei anderen Rabbinerseminaren ist das Breslauer Modell als organisatorischer Vorläufer zu erkennen. Es spricht für sich, dass die Gegenpole Reform und Orthodoxie beide in Berlin Seminare mit ähnlicher Struktur aufbauten: Rabbiner Dr. Abraham Geiger prägte die eindeutig reformorientierte Hochschule für die Wissenschaft des Judentums (1870) und Rabbiner Dr. Esriel Hildesheimer sein orthodoxes Rabbiner Seminar (1873).

Der Einfluss des (Breslauer) Rabbinerseminars auf die Entwicklung des jüdischen Gemeindelebens lässt sich für die Schweiz in St.Gallen anschaulich bestätigen.

Rabbiner Dr. Emil Schlesinger (1874–1938) Amtszeit in St.Gallen: 1900–1938

Rabbiner Dr. Hermann Engelbert war plötzlich zu Beginn des Jahres 1900 im Amt gestorben. Seine erfolgreiche Aufbauleistung in St.Gallen widerspiegelte sich in Nachrufen und Ehrbezeugungen, ebenso in den vielen qualifizierten Bewerbungen, die auf die Neuausschreibung seiner Stelle eingingen. Nur kurz war in Betracht gezogen worden, auf eine Wiederbesetzung des Rabbinats zu verzichten; umso rascher liess man sich dann durch Dr. Emil Schlesingers Kandidatur überzeugen. Geboren im damals noch zu Österreich gehörenden Schlesien, hatte er in Breslau an der Universität Philosophie studiert und das Rabbinerseminar absolviert; begleitend war er als Erzieher am jüdischen Waisenhaus tätig, und zu den Feiertagen predigte er in den Gemeinden von Breslau und Augsburg.

So trat er als junger Mann in St.Gallen sein erstes Rabbineramt an. Ein anderer Absolvent des Breslauer Seminars, Rabbiner Dr. Martin Littmann (1864–1945), wirkte bereits seit 1893 in Zürich. Zwischen ihnen entstand ein Einvernehmen über das Fachliche hinaus, eine Freundschaft bis ins Familiäre. Das innovative wissenschaftlich-journalistische Element zur Vermittlung von jüdischen Inhalten über die neuen Druckmedien, insbesondere Zeitschriften und Periodika, ging mit dem modernen Rabbiner-Typus einher. Das von Rabbiner Littmann 1901 mitbegründete *Israelitische Wochenblatt für die Schweiz* wurde für das Gemeindeleben eine wichtige Informationsquelle, zu der Rabbiner Schlesinger von Beginn an Beiträge lieferte.

Rabbiner Kayserling war im Jahre 1863 mit seinem Israelitischen Kulturverein, durch den er die Verteidigung jüdischer Interessen bündeln und koordinieren wollte, noch ohne Echo bei den Gemeindeverantwortlichen geblieben. Der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) kam erst rund ein Jahrzehnt nach der Abstimmung zum Schächtverbot zustande. An der Gründungsversammlung im Jahre 1904 nahm für St.Gallen Rabbiner Schlesinger zusammen mit drei Vorstandsmitgliedern teil.

Im Jahre 1913 wurde im gediegenen Rahmen das 50-Jahr-Jubiläum der Gemeinde mit Gebet, erster Jubiläumsbroschüre und einem Bankett in der Tonhalle gefeiert. Zwei Wochen später wurde der neue, heutige Friedhof mit der Abdankungshalle eingeweiht. Diese organisatorische Grosstat hatte eine verwickelte Vorgeschichte. Schon bei Amtsantritt von Rabbiner Schlesinger war die Erweiterung des ersten Friedhofs ein drängendes Anliegen geworden, doch bei den kantonalen Behörden gab es kein Durchkommen mehr, um jenen im Jahre 1869 eingeweihten Friedhof zu erweitern, obwohl die entsprechende Landreserve im Besitze der Gemeinde war.

Rabbiner Schlesinger war durch Herkunft und seine Zeit in Breslau mit den Facetten ostjüdischen Lebens vertraut. Angezogen von der deutschen Sprache und Kultur bildeten junge Menschen aus dem Ostjudentum, mit einem markant hohen Anteil an Frauen, bei deutschen Universitäten, wie auch später in der Schweiz, früh das Hauptkontingent ausländischer Studenten. Dieser Avantgarde sollten breite Massen folgen müssen. Denn seit den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war das Millionenreservoir des Judentums nicht mehr allein Behördenwillkür, Armut und Verachtung ausgeliefert. Wellen von Menschenjagden und Metzeleien wurden als Pogrome zum Begriff, setzten weitreichende Wanderungsbewegungen und den modernen Zionismus in Gang.

Dass Dr. Schlesinger eben zu Beginn des 20. Jahrhunderts Rabbiner in St.Gallen wurde, als jüdische Menschen aus dem russischen Reich, Rumänien oder anderen Gebieten Osteuropas vermehrt in das Handelszentrum der Ostschweiz kamen, erwies sich als Fügung. Zumeist handelte es sich bei den Neuankömmlingen um Durchreisende, nur ein kleiner Teil davon behielt hier Aufenthalt, doch der sichtbar steigende Ausländeranteil in der Stadt genügte, um Ängste zu wecken, die fortan mit dem Schlagwort der «Überfremdung» auf eine politische Formel gebracht waren. Diese wahrnehmbaren Juden rückten in ihrer oft engen Verbindung zur religiösen Tradition räumlich und organisatorisch zusammen. Es re-

sultierten verschiedene Vereinigungen der Selbsthilfe und Bildung, ebenso mehrere Gebetsgemeinschaften. Davon schlossen sich über die Jahre einige zusammen, um 1917 die Jüdische Gemeinde Adass Jisroel St.Gallen und als Krönung eine eigene, zugleich erste «Synagoge der Ostjuden» aufzubauen, wie die Delegierten der Zürcher Schwestergemeinde Agudas Achim zur Einweihung im Jahre 1919 stolz verlauten liessen. Die Feier leitete Dr. Schlesinger, der für die neu gegründete Gemeinde, wie bis anhin, als Rabbiner wirkte. Die Religionsschule und der Friedhof der älteren Kultusgemeinde wurden, unter immer wieder diskutierten Bedingungen, auch durch die ostjüdische Gemeinde genutzt. Rabbiner Schlesinger blieb als Vermittler zwischen «West und Ost» gefordert und wichtig für die Koexistenz der beiden Gemeinden im Fokus der Öffentlichkeit. Eigenständig und aufgeschlossen zeigte sich Rabbiner Schlesinger hinsichtlich der zionistischen Bewegung, die in St.Gallen bei der ostjüdischen Gemeinde vielfältig beheimatet war, während die Leitungsgremien der Kultusgemeinde damals überwiegend eine distanzierte, wenn nicht gar ablehnende Haltung einnahmen.

Rabbiner Schlesinger wollte Hilfsbedürftige im Wandel der modernen Zeiten erreichen. Schon in den ersten Tagen der Eskalationen, welche den vierjährigen Ersten Weltkrieg einleiteten, sah er den Bedarf für Massnahmen auf breiter Basis voraus. Die Zeit des Ersten Weltkrieges (1914–1918) wurde zu einem folgenreichen Einschnitt, auch und gerade für St.Gallen. Denn nun ging der, von Pausen abgesehen, andauernde Wirtschaftsaufschwung der letzten fünfzig Jahre zu Ende. Die drastische Wirtschaftskrise traf die ostjüdische Gemeinde mit ihren beträchtlichen finanziellen Verpflichtungen im Zusammenhang mit der eben neugebauten Synagoge so hart, dass fortan die Existenz gefährdet war. Doch auch die etablierte Kultusgemeinde verspürte den Umbruch. Einige der mit ihr verbundenen Familien hatten unternehmerisch prägend zur St.Galler «Stickereiblüte» beigetragen, durch Geschäftsbauten das Stadtbild mitgestaltet und viele Arbeitsplätze geschaffen, die nun verloren gingen.

Die Wirtschaftskrise festigte die Verbreitung antijüdischer Ressentiments quer über politische und weltanschauliche Standorte. Diese europäische Tendenz hin zu einem neu so bezeichneten Antisemitismus als breit mobilisierende politische Bewegung hatte sich nicht etwa plötzlich, sondern kontinuierlich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herangebildet. Dagegen war die als abgeschlossen betrachtete Emanzipation und eine teils bis zur Selbstaufgabe gepflegte Assimilation kein Schutz. Nur selten gab es einen wirtschaftlichen oder politischen Brennpunkt, bei dem nicht ein Zusammenhang mit den Juden als Kollektiv konstruiert wurde.

In St.Gallen mussten in den Jahren 1923/24, neben Steinwürfen auf die Synagoge, vermehrt Beschimpfungen bis hin zu Tätlichkeiten registriert werden. In der Gemeinde war man sich in der Abwehrstrategie keineswegs einig. Rabbiner Schlesinger setzte auf die Kraft der Argumente und Vernunft, wollte der Mehrheit von Christen zubilligen, nicht dem judenfeindlichen Programm aufzusitzen. Wenn in Leitblättern des Kantons die Quellen des Judentums böswillig oder unwissend entstellt wurden, nahm er eine klärende Gegendarstellung vor. Unterstützt sah er sich dann durch einen couragierten Inhaber des Pfarramtes.

Auch in St.Gallen flaute die sogenannte Hakenkreuzwelle vorerst wieder ab. Mit Hitler in Festungshaft war die Bewegung jedoch nur scheinbar am Ende. Denn Hitler hatte bald seine Programmschrift *Mein Kampf* verfasst und die Nationalsozialistische Arbeiterpartei (NSDAP) neu gegründet. Gegen Ende Oktober 1929 setzte der Börsenkrach in New York den Beginn einer verheerenden Weltwirtschaftskrise. Bereits 1930 war die NSDAP zweitstärkste Partei. Mit dem Jahre 1933 gab es in Deutschland einzig noch die NSDAP, alle anderen Parteien waren verboten. Daher waren völkische Ableger und Nachahmer der Hitlerpartei, wie sie in der Schweiz ebenfalls in St.Gallen Anhang fanden, im Visier der Behörden, stiessen bei der eigenständig denkenden Mehrheit in der Schweizer Bevölkerung zunehmend auf Ablehnung.

Die Erschütterungen bei Rabbiner Schlesinger über die seit 1933 «schlagartig» voranschreitende Ausgrenzung und Entrechtung der Juden in Deutschland, wo Breslau eine der drei grössten jüdischen Gemeinden beheimatet hatte, lassen sich erahnen. Bereits kurz nach seinem Amtsantritt hatte Rabbiner Schlesinger im *Israelitischen Wochenblatt* eine Zusammenarbeit der Gemeinden für eine «Organisierung und Zentralisierung der Armenpflege» vorgeschlagen, um Migrationswellen humanitär zu bewältigen. Dieses Anliegen musste der SIG nun dreissig Jahre später, konfrontiert mit der Hitler-Diktatur, hastig umsetzen. In St.Gallen hatte man 1920 zahlreiche Sondervermögen und Institutionen zur Israelitischen Fürsorge St.Gallen vereinigt und die Bürde der Leitung dem Rabbiner übertragen. Diese anspruchsvolle Aufgabe erfüllte Dr. Schlesinger bis zuletzt unter den bedrückenden Zeitumständen und gesundheitlichen Einschränkungen seiner letzten fünf Lebensjahre. In seinem Sterbejahr 1938 musste er noch den Schrecken des Übergangs von Österreich in die Nazi-Herrschaft erleben, erhielt aber zugleich sein vorausschauendes Engagement bestätigt, indem der Grenzkanton St.Gallen Zufluchtsort für viele verfolgte Menschen wurde. Eine eigenständige Organisation firmierte nun in der Stadt als Jüdische Flüchtlingshilfe, sorgte auch für kulturelle und rituelle Belange in den staatlich eingerichteten Emigrantenzentren, die in der Region verteilt waren.

Rabbiner Schlesinger verschied am 12. Oktober 1938, somit wenigstens verschont von Meldungen über die sogenannte Kristallnacht, als Synagogen, so auch in Breslau, in Feuer gelegt oder demoliert wurden, begleitet von organisierten Menschenjagden mit Tod und Verschleppung. In jenen dunklen Stunden, keine dreissig Tage nach Rabbiner Schlesingers Beerdigung, wurde das Breslauer Rabbinerseminar entweiht und für immer stillgelegt. Aber beider Vermächtnis, des Rabbiners und seiner Bildungsstätte, sollte in St.Gallen weiter Bestand haben.

Rabbiner Dr. Dr. h.c. Lothar Rothschild (1909–1974) Amtszeit in St.Gallen: 1943–1968

Ebenfalls am Jüdisch-theologischen Seminar in Breslau erhielt sein Rabbiner-Diplom ein junger Mann, der bereits einen Doktortitel der Universität Basel mit einer wegweisenden Studie zur Geschichte der Juden auf Schweizer Boden vorweisen konnte und sich in heikler Mission der religiösen Leitung im Brennpunkt aufkommender nationalsozialistischer Bedrohung bewährte. In Karlsruhe geboren, seit seiner Kinder- und Schulzeit jedoch mit der Stadt Basel verbunden, wurde Dr. Rothschild durch seine Tätigkeit in den Jahren 1934–1938 für die Gemeinde Saarbrücken, hernach als Leiter der Flüchtlingshilfe in Basel und als Rabbiner für die neu gebildete Jüdische Gemeinde in der Ostschweizer Grenzstadt Kreuzlingen, die dringend gesuchte Persönlichkeit, um im Juni 1943 in St.Gallen das verwaiste Rabbineramt zu übernehmen. Denn der Kultusbeamte Max Rosenthal musste nach mehr als vierzig Dienstjahren aus gesundheitlichen Gründen seinen Rücktritt einreichen. Zuvor hatte er als Lehrer und Vorbeter loyal Rabbiner Schlesinger die gesamte Amtszeit hindurch unterstützt und nach dessen Tod die Lücke in schweren Zeiten allein zu überbrücken geholfen.

Zusammen mit der jüdischen Gemeinde, ihren freiwilligen Helfern und der in St.Gallen beheimateten Jüdischen Flüchtlingshilfe, unterstützte Rabbiner Rothschild zahlreiche Menschen in verschiedenen Lagern und Auffangeinrichtungen im Rayon St.Gallen. Breite Teile der Bevölkerung hatten nicht nur Verständnis für die Verfolgten und Neuangekommenen gezeigt, sondern leisteten, aufgerufen und gefördert durch kirchlich-soziale, aber auch wirtschaftliche Organisationen, mit Gesten und Spenden den Tatbeweis für die Tradition der Menschlichkeit des Landes. Dieses Handeln stand teils im Gegensatz zu den politischen Entscheidungsträgern, welche sich einer (über)harten Wahrung von Eigeninteressen des umzingelten Kleinstaates verpflichtet sahen und in jenen Jahren eine ganz ähnliche offizielle Politik einschlugen wie der

ebenfalls neutrale Staat Schweden. Jahre über das Kriegsende hinaus blieb die humanitäre Herausforderung bestehen. Die Verantwortung erstreckte sich nunmehr auf zahlreiche «Displaced Persons» in der deutschen Grenzzone des Bodenseeraumes wie auch im österreichischen Hohenems, weil dort keine anderen Rabbiner zur Verfügung standen. Rabbiner Rothschild hat von seinem kräftezehrenden Einsatz nie viel Aufhebens gemacht, eben deshalb sind die von ihm gewählten knappen Worte vielsagend: «Die Schilderung der in jenen bewegten Jahren erforderlich gewordenen Aktivität ergäbe ein umfangreiches Kapitel in der Geschichte seelischer und physischer Not.» Das segensreiche Wirken von Hauptmann Paul Grüninger (1891–1972), der mit seinen Aktionen hunderte, wenn nicht gar tausende Menschen geschützt hatte, aber in der Folge als Kommandant der St.Galler Kantonspolizei unehrenhaft entlassen sowie strafrechtlich verurteilt wurde, vermochte Dr. Rothschild somit einzuschätzen, und der Rabbiner gehörte zu den ganz Wenigen, die früh dem gedemütigten Retter und Familienvater beistanden.

In der Schweiz waren jüdische Menschen verschont von der systematischen Verfolgung und Vernichtung, die damals im Herrschaftsbereich der Nazis wütete. Wegweisung an der Schweizer Grenze hatte verheerende Folgen und viele Schicksale besiegelt. Während den Kriegs- und Verfolgungsjahren hatte sich die Anzahl der in der Schweiz lebenden Juden mehr als verdoppelt, was im innerjüdischen Zusammenleben mit grosser Spendenbereitschaft, aber nicht immer nur harmonisch bewältigt werden konnte. Im Jahrzehnt nach dem Kriegsende 1945 erfolgte eine forcierte Abwanderung der im Transitstatus gehaltenen Menschen. Für das Jahr 1941 waren 1131 Personen im Kanton St.Gallen als jüdisch registriert, im Jahr 1950 sind es noch 565, derselbe Stand wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Im Jahre 1952 hörte die ostjüdische Gemeinde auf, organisatorisch selbstständig zu bestehen. In Abstimmung mit dem SIG übernahm die etablierte Gemeinde die Verpflichtungen und Institutionen. Die Synagoge an der Kapellenstrasse

wurde verkauft. Daher versammelten sich die nach dem ostjüdischen Ritus Betenden in einem Saal der neu erweiterten Gemeinderäume der «Israelitischen Gemeinde St.Gallen». Rabbiner Rothschild hatte mit dieser Nuancierung in der Bezeichnung, die er bereits 1946 einleitete, eine programmatische Absicht verbunden, wie sich seinen Worten entnehmen lässt: «Der Begriff Kultusgemeinde war zu eng geworden, da die moderne Gemeinde nicht allein dem Kultus dient. Nichts Jüdisches darf ihr fremd sein, und so befasst sich die Gemeinde in einem viel ausgedehnteren Tätigkeitsumfang als früher mit kulturellen Veranstaltungen und der Jugendpflege, indem sie auch den aus der Jugend hervorgehenden bündischen Bestrebungen förderndes Wohlwollen entgegenbringt.» Dazu bedürfe es «eines offenen Blickes für die jüdischen Belange nicht nur am Ort, und die leitenden Gremien der Gemeinde haben sich daher immer bemüht, mit den gesamtjüdischen Bestrebungen in der Schweiz und mitunter auch im Ausland in Verbindung zu bleiben». Dieser offene Blick über Grenzen hinweg war Dr. Rothschild gegeben. Bereits als Student schrieb er 1931 unter dem Titel «Etwas über Jugendarbeit», frische Gedanken nieder, die erkennen lassen, weshalb er nur wenige Jahre später unter den schwierigen Bedingungen in Saarbrücken die Jugend zu begeistern vermochte und dann als Rabbiner in St.Gallen bei der ostjüdischen Gemeinde Zugang zu Menschen fand, die sich der zionistischen Bewegung widmeten. Durch seine starke Affinität zum Zionismus, in Jugendjahren durch Martin Buber (1878–1965) geprägt, beobachtete Rabbiner Rothschild mit Ergriffenheit und Hoffnung die konfliktreichen Gründungsjahrzehnte des Staates Israel.

Ob in Berlin, Wien oder in Alt St. Johann, als Gastprediger in jüdischen Gemeinden oder Vortragsredner im Jüdisch-Christlichen Dialog, die Auftritte des St.Galler Rabbiners waren vielgefragt, gelangten über Zeitungsberichte, Radio sowie später über das Fernsehen an ein immer grösseres Publikum. Ebenso waren seine Schrifterklärungen, Buchbesprechungen und Essays über Jahrzehnte fester Bestandteil deutschsprachiger jüdischer Blätter, begleiteten Generationen von jüdischen Familien. Seine eleganten Ausführungen fanden sich regelmässig

auch in der allgemeinen Tagespresse. Rabbiner Dr. Rothschild lehrte an Universitäten, der Hochschule St.Gallen und Institutionen der Erwachsenenbildung.

Mit Rabbiner Dr. Leo Baeck (1873–1956) als Vorbild und Mentor teilte Rabbiner Rothschild gemeinsame Erfahrungen aus der NS-Zeit im Rat bei der Reichsvertretung der Juden, den beredten Stil und eine Linie, die er als «religiös-liberales Judentum» in der Schweiz zu etablieren begann, wobei er durch «prinzipielle Anerkennung des Sabbaths und der Speisegesetze» sich von der Reformbewegung abgrenzen wollte und als «oberstes Ziel jeder Gemeinde» betonte, für einen würdigen Gottesdienst zu sorgen. *Tradition und Erneuerung* nannte er die von ihm redigierte Zeitschrift, in denen er mit Gleichgesinnten das Judentum in seinen Worten als «wohl eine formenfreudige, aber undogmatische Religion» darstellte, wobei «der Mensch – jeder Mensch – als verbindendes Gottesgeschöpf über den durch innere und äussere Faktoren hervorgerufenen Trennungen» stehen soll.

Rabbiner Rothschild trat 1968 aus gesundheitlichen Gründen von seinem Rabbineramt in St.Gallen zurück, um sich seinen wissenschaftlichen Projekten und Lehraufträgen, wie auch der Pflege seiner vielfältigen Kontakte zu widmen. Das zur selben Zeit eintreffende Ehrendoktorat aus Cincinatti (Hebrew Union College) und eine bald darauf folgende Festschrift zum 60. Geburtstag waren ihm besondere Freude. Regelmässig kam er wieder öfters nach Kreuzlingen, wo er als rabbinischer Wegbereiter der Gemeinde unvergessen blieb.

Noch zu Lebzeiten durfte Rabbiner Rothschild sein Wirken verstanden und weitergetragen sehen, bevor er am 27. März 1974 unerwartet verstarb. *Gesinnung und Tat,* so lautet der Titel seines letzten Buches (1969), für welches der evangelisch-reformierte Theologe Dr. Peter Vogelsanger (1912–1995) die Einleitung verfasste, beginnend mit einem offen-ehrlichen Bekenntnis: «Kennen wir die Juden wirklich? Unser Verhältnis zu ihnen leidet an Befangenheit und Scheu. Selbst in unserem Lande, das sich gerne seiner Toleranz rühmt, in dem die Emanzipation und die Integration der

Juden seit hundert Jahren dauerhaft und nie mehr ernstlich angefochten worden sind. Die unchargierte, wohltuende Begegnung wird immer noch als aussergewöhnlich, als überraschend empfunden, und gerade das Aussergewöhnliche zeigt die Befangenheit an.» Denn es gäbe einen «Schuldkomplex, der die Begegnung mit Juden erschwert. Der Sensible ist geneigt zu verstummen. Der Oberflächliche sucht den Komplex mit übertriebenen Komplimenten und Anbiederungsversuchen zu kompensieren, die dem Gegenüber nur peinlich sein müssen. Andererseits ist bei den Unbelehrbaren das Ressentiment gegen die Juden auch heute noch vorhanden, es mag sich noch so sehr verstecken. Der Anständige verbietet es sich, aber schon dass er es sich verbieten muss, bezeugt sein Vorhandensein.» Nach der Feststellung, «dass sich in aller Welt ein rasanter Antisemitismus wieder offen ans Licht wagt», wird Vorsicht angemahnt, wenn «Leute plausibel machen wollen, das sei nicht prinzipieller Antisemitismus, sondern lediglich Antizionismus, richte sich nur gegen einen angeblich aggressiven israelischen Nationalismus.»

Solche hier nur auszugsweise in Erinnerung gerufene Worte des einstigen Predigers am Zürcher Fraumünster münden in eine der schönsten Schilderungen der Persönlichkeit meines Amtsvorgängers, machen die von Rabbiner Rothschild in *Gesinnung und Tat* vertretenen Kernbotschaften des Judentums als Verpflichtung zur Humanität deutlich und bleiben ehrendes Zeugnis einer Verständigung über Religionsgrenzen hinweg.

Rabbiner in St.Gallen von 1968–2012 Persönliches Fazit im Spiegel der Gemeindegeschichte

Im August 1968 übernahm ich das Rabbineramt in St.Gallen, um hier bis August 2012 zu wirken. Davor war ich seit 1963 in Schweden als Rabbiner tätig gewesen. Meine rabbinische Ausbildung hatte ich an verschiedenen ungarischen Jeschi-

wot, am Budapester Rabbinerseminar sowie an der Ecole Rabbinique in Paris und am Leo Baeck College in London erhalten. Von einer eingehenden Selbstdarstellung meines über mehrere Staaten führenden Lebenslaufes sei hier abgesehen.

Im Jahre 1932 geboren, wuchs ich in einem strikt orthodoxen und zugleich bürgerlich-aufgeklärten Elternhaus im ländlichen Süd-Ungarn auf. Die Vernichtung des ungarischen Judentums, eingeleitet im Jahre 1944 und bis zum Kriegsende 1945 weitgehend vollzogen, gehört durch die Zerstörung vertrauter Menschen und Orte der Kindertage zu meiner Lebens- und Familiengeschichte. Daher betrachte ich es als eine besondere Fügung, in meinem Berufsleben über verschiedene Stationen schliesslich nach St.Gallen gelangt zu sein, wo in jener Zeit der Deportationen Saly Mayer vielleicht auch eben zu unserem Überleben einen Tatbeitrag geleistet hatte. Sein Einsatz für die Rettung von ungarischen Juden sichert dem treuen Mitglied der St.Galler Kultusgemeinde und nicht unumstrittenen SIG-Präsidenten der Jahre 1936-1943 jedenfalls einen Platz in der Weltgeschichte. Durch sein humanitäres Engagement war er über viele Jahre mit den Rabbinern Schlesinger und Rothschild in Zusammenarbeit verbunden gewesen. An ihnen ist veranschaulicht, wie Rabbiner und weltliche Gemeindeleitung aufeinander angewiesen sind, um gemeinsam mit und für Menschen zu wirken. Mit Saly Mayers Sohn, dessen Beerdigung in meine Amtszeit fiel, ging eine Familienlinie zu Ende, umso mehr gilt es, durch Geschichtsbewusstsein das Andenken auch in St.Gallen gemeinsam aufrecht zu erhalten.

Begründete Vielfalt im guten Sinne kann stärkend sein, Zersplitterung und Uneinigkeit der Kräfte bildet jedoch immer eine Gefahr für die ohnehin kleine jüdische Gemeinschaft. Herkunft verbindet über viele Unterschiede hinweg. Erfahrungen der Zurückweisung hingegen werden über Generationen weitergetragen, bleiben dadurch trotz vielen Gemeinsamkeiten trennend. Unter dem Dach einer immer kleiner werdenden Gemeinde wie St.Gallen ist das gemeinsame Gebet notwendige Basis für ein Beisammenstehen und Zusammenrücken auch in anderen

Bereichen. Es war mein Anliegen, den ostjüdischen Betsaal und die westjüdische Synagoge, die ich beide zu betreuen hatte, zu vereinigen, ansonsten das notwendige Gebetsquorum (Minjan) an beiden Orten zunehmend gefährdet gewesen wäre. Musikalische Begleitung durch Harmonium oder Orgel war seit dem 19. Jahrhundert erstes Kennzeichen der Reformbewegung gewesen. Von dem bereits erwähnten Leopold Zunz, selber ein Befürworter der Orgel, stammt die weise Sentenz: «Eintracht ist indes die wohllautendste Harmonie. Mögen daher Orgel und Chorgesänge immerhin wegbleiben, wenn sie allein in der Gemeinde ernstlichen Zwiespalt erregen.» Ganz in diesem Sinne setzte die aufgeschlossene Gemeindeleitung mit mir die Stilllegung des Harmoniums durch. Es bedurfte aber noch zweier Jahre des Abringens von gegenseitigen Konzessionen, um endlich gemeinsam in der Synagoge zu beten.

Ein Wegfall von Barrieren anderer Dimension zwischen Ost und West geschah seit Ende der 1980er-Jahre durch den Zusammenbruch des Sowjetregimes, die Befreiung und Neuaufstellung der europäischen Oststaaten, die Wende mit dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung Deutschlands. Nach der Befreiung von der Nazi-Herrschaft erlebte ich nun den Niedergang des zweiten totalitären Systems, mit dem ich bis 1956 in Ungarn unmittelbar konfrontiert gewesen war. Jener historische Wendepunkt, der noch kein Vierteljahrhundert zurückliegt, hält in den Auswirkungen an – auch für jüdische Gemeinden in der Begegnung mit einem sich neu zu findenden Ostjudentum.

Zurück in die Anfänge der hiesigen jüdischen Gemeinde führt die Gründung des Jüdischen Museums Hohenems zu Beginn der 1990er-Jahre. Stammten doch die rund zwei Dutzend bei der Gemeindegründung in St.Gallen vor 150 Jahren federführenden Familien aus südlichen deutschen Landorten wie Gailingen, vereinzelt aus New York und Triest, mehrheitlich aber aus dem nahen Hohenems. In Hohenems bestand 1863 eine sich auf das 17. Jahrhundert zurückführende jüdische Gemeinde mit 500 Mitgliedern im weltläufig-bürgerlichen Aufschwung, doch mit noch intakten Institutionen einer Judengasse (heute heisst sie Schweizerstrasse) samt rituel-

lem Tauchbad (Mikwe). Die Gründung der jüdischen Gemeinde in St.Gallen ging einher mit dem Beginn einer rasanten zahlenmässigen Rückbildung in Hohenems. Bereits im Jahre 1931 liess der letzte Hohenemser Gemeindevorsteher verlauten: «Eine ganz kleine jüdische Gemeinde, die nur von den Erinnerungen lebt». Neun Jahre später war die Hohenemser Gemeinde unter Gewaltherrschaft zwangsaufgelöst. Deportiert und ermordet wurde auch die verbliebene Bewohnerin jener Familienvilla, die das heutige Museum beheimatet. – Mit Interesse, in den Aufbaujahren gelegentlich beratend, begegnete ich ideenreichen Persönlichkeiten in Direktion und Ausstellungsleitung, die eine über den Bodenseeraum hinaus beachtete Institution geschaffen haben.

Zu Ende meiner Jubiläumsschrift aus dem Jahre 1988 ist geschildert, wie das Thema einer öffentlich-rechtlichen Anerkennung die Gemeindegremien intensiv beschäftigte. Was in den Anfängen der Gemeindegründung gescheitert war, wurde schliesslich auf das Jahr 1994 Realität. Inzwischen ist der öffentlich-rechtliche Status der nunmehr auch offiziell so bezeichneten Jüdischen Gemeinde in der kantonalen Verfassung festgeschrieben.

Als öffentlich-rechtlich anerkannte Religionsgemeinschaft feierte die Gemeinde mit zahlreichen Gästen im Jahre 2004 den Abschluss einer Restauration der St.Galler Synagoge. Ein Bau mit Atmosphäre, auch weil er erfüllt ist von Geschichte. Im selben Jahr 1881, als die Pogrome im Russischen Reich einsetzten, war die Synagoge in St.Gallen durch Rabbiner Engelbert mit einer deutsch-jüdisch geprägten Gemeinde eingeweiht worden, und im 20. Jahrhundert fand hier eine Judenheit mit Herkunft aus Ost und West als Einheit zusammen.

Als Student des Budapester Rabbinerseminars war ich mit jenem faszinierenden Zweig der Wissenschaft des Judentums in Berührung gekommen, welcher den Beitrag der muslimischen und jüdischen Kulturwelt zur Entwicklung des christlich geprägten Okzidents, das Gemeinsame, aber ebenso die Unterschiede dreier Weltreligionen erhellt. In diese Materie vertiefte ich mich zusätzlich durch Studien der Religionsge-

schichte und der semitischen Sprachen an den Universitäten Uppsala und Lund (Schweden). Als Absolvent des Leo-Baeck-College wollte ich mich im Sinne seines Namensgebers mit dem Wesen des Christentums als Herausforderung des Judentums befassen, und ebenso mit dem Islam. Leo Baecks Vorgabe lautet: «Jüdische Geschichte kann so nicht begriffen werden, ohne diese christliche Welt und diese mohammedanische Welt zu verstehen. Menschen und Gemeinschaften, Völker und Religionen sollen einander verstehen. ... Sie sollen nicht gleich werden. Sie sollen aber einander verstehen. Verstehen bedeutet zugleich, voreinander Respekt haben, und vor dem andern kann nur der Respekt haben, der vor sich selber Respekt hat.»

Um den Respekt vor der eigenen Tradition zu wahren, steht für eine jüdische Gemeinde die Synagoge im Zentrum. Wöchentlich zu Schabbat und – abgesehen von den beiden Hohen Feiertagen – durch den reichhaltigen jüdischen Festkalender hindurch mehrheitlich im «Einmannbetrieb» das Gebet, die Lesung der Thora und Schrifterklärungen vorzutragen, war neues Programm für einen Rabbiner. Anders als noch zuvor, war über vierzig Jahre hindurch nach meinem Amtsantritt kein Kultusbeamter zusätzlich angestellt. Die durch die Zusammenführung gewonnenen Familien mit ostjüdischen Wurzeln trugen wesentlich zur Stärkung des Synagogenlebens bei. Es entstand ein nachhaltiger Kern, bei dem Gemeindeverantwortliche nicht abseits stehen wollten, sondern sich durch ihre solidarische Präsenz in der Synagoge als Führungspersönlichkeiten einer jüdischen Gemeinde zeigten. Sich gegen demographische Entwicklungen zu stemmen, ist jedoch ein schwieriges Unterfangen. Einige besonders engagierte Mitwirkende waren aus beruflich-familiären Gründen von St.Gallen weggezogen, und zunehmend verloren wir treue Synagogengänger auf schmerzliche Weise durch deren Hinschied. Die Synagoge als Ort des Gebetes aufrechtzuerhalten, ist unspektakulär, doch bei den gegebenen Umständen gebührt den Männern und Frauen, welche diese Anstrengung mitgetragen und ermöglicht haben, Dank und Respekt.

Religionsunterricht für Kinder gehörte vor 150 Jahren zu den Gründungsanliegen in St.Gallen. In den meisten noch heute existierenden Gemeinden, deren Kinder die staatlichen Schulen besuchen, war und bleibt dieser Religionsunterricht für alle Beteiligten ein Problemfeld. Der von Rabbiner Engelbert eingeführte Unterricht war sogleich mit Ankunft von Dr. Schlesinger einer «Reorganisation» unterzogen worden. Der Broschüre zum 50-jährigen Gemeindejubiläum ist im Weiteren zu entnehmen, wie man, «um nicht unversucht zu lassen, die Kinder für den Religionsunterricht zu gewinnen und zu erhalten», wiederholt Neuerungen einführte. Die «Lehrer geben sich alle erdenkliche Mühe, um der Jugend nicht nur für die Schule, sondern für das Leben das nötige religiöse Wissen zu vermitteln», dennoch wird eine Abnahme der Schülerzahl aus den Reihen der Mitglieder beklagt, die «geradezu erschreckend» sei. Dr. Rothschild sah bei seinem Amtsantritt dreissig Jahre später eine seiner ersten Herausforderung darin, «auch die Heranziehung der Jugend auf eine neue Basis zu stellen».

Wer pädagogisch tätig ist, wird mit Erwartungen und Ansprüchen konfrontiert, die mit den Realitäten in Übereinstimmung zu bringen sind. Das gilt besonders für den jüdisch-religiösen Unterricht von Kindern, die in einem assimilierten Umfeld aufwachsen. Ich bin meiner lieben Frau dankbar, dass sie ihren Sinn für das Wesentliche und das Eingehen auf individuelle Fähigkeiten eingebracht hat. Kinder und Jugendliche sind von ihr zu den Grundlagen des Judentums, zum Schreiben und Lesen der hebräischen Sprache, zu Episoden der jüdischen Geschichte nähergebracht worden. Die von ihr eingeübten Melodien haben Kinder befähigt, aktiver Teil eines Familiengottesdienstes oder des Sederabends am Pessachfest zu sein, also Judentum zu erleben, um später, oft ebenfalls unter ihrer Anleitung, die Bewährungsprobe der jüdischen Mündigkeit (Bar-Mitzwa/Bat-Mitzwa) zu bestehen. Wenn ich meiner lieben Frau, Begleiterin meines Lebens, diese Abhandlung in Dankbarkeit zueigne, so sei dies nicht als Anflug von Sentimentalität verstanden. Es liesse sich auch bei meinen Vorgängern und Kollegen im Amt – über

St.Gallen hinaus – die Bedeutsamkeit eines Zusammenwirkens von Rabbiner und Rebezzen feststellen.

Exponiert zwischen Gemeindemitgliedern, Gemeindeleitung und Gemeindeumfeld muss eine Persönlichkeit als Projektionsfläche von Konflikten standfest sein, doch ausgleichend wirken und auf Rückhalt zählen können. Die modernen Rabbinerseminare haben der veränderten Stellung des Rabbiners in einer Gemeindeorganisation, die zugleich Teil eines Staatswesens ist, Rechnung getragen, ihm durch überprüfbar geschulte Kompetenzen ermöglicht, sich den Anforderungen zu stellen. Mit solchem Profil haben Rabbiner in St.Gallen gewirkt, waren über unterschiedliche religiöse Positionierungen hinweg mit Amtskollegen anderer Gemeinden im Fachgespräch verbunden. Wenn dies nicht mehr selbstverständlich ist, so erblicke ich darin Ausdruck einer Polarisierung, bei der ein Verlust der Mitte droht, die es wieder zu finden gilt.

Zu den Kontinuitäten in St.Gallen gehört, dass Rabbinerwahlen nicht von Kontroversen überschattet waren, wie sie andernorts in tiefgreifende Lagerbildungen oder sogar Aufspaltungen mündeten. Neben Rabbiner Kayserling als erstem Mentor haben vier Rabbiner die Wegstrecke der Jüdischen Gemeinde vom 19. in das 21. Jahrhundert begleitet. Dies spricht für die Gemeinde und eine Gemeindeleitung, die Rabbiner in deren Persönlichkeit sich hat bewähren lassen.

Gelebtes Judentum und verstandenes Judentum, dafür haben sich die Rabbiner in St.Gallen eingesetzt. Das beinhaltet einen Bildungsauftrag, der seit dem 19. Jahrhundert durch die damals gerne so genannte «erbauliche Predigt» zum Markenzeichen der Seminarrabbiner wurde. Gelebtes Judentum als Teil einer Tradition mit Bezug zum modernen Leben verständlich zu machen, war mir Anliegen, innerhalb der Gemeinde wie ausserhalb, wobei die Synagoge einen wichtigen Ort der Anschauung bildete für die vielen Gruppen von Menschen, die hierher kamen, um mir ihre Fragen zum Judentum zu stellen.

Die Rabbiner in St.Gallen sind als Botschafter des Judentums wahrgenommen worden, auch weil sie die Bedeutung der veröffentlichten Meinung bei der Darstellung des Juden-

tums erkannten. Bei Begegnung und Gespräch mit Medienschaffenden ergab sich immer wieder Gelegenheit, in einem Dialog jüdische Positionen zu erläutern.

Der Vermittlung des Judentums widmete ich mich, neben gelegentlich publizierten Beiträgen, stetig als Dozent mit Lehrauftrag für modernes Hebräisch sowie jüdische Religions- und Kulturgeschichte, bei öffentlichen Vorlesungen an der inzwischen zur Universität gewordenen Hochschule St.Gallen (HSG), an Mittelschulen mit jungen Menschen in entscheidenden Jahren ihrer Bildung, durch Mitwirkung in Gremien und Institutionen, an Podien und Anlässen von Vereinigungen verschiedenster Couleur.

Meine Antrittsrede im Jahre 1968 hatte das Ziel thematisiert, Brückenbauer zu sein. Brücken zu bauen von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, von Religion zu Religion, aber eben auch die Tradition als geistiges Erbe an die folgende Generation weiterzugeben. Die vorliegenden Zeilen beende ich unter den Eindrücken der Feier vom 26. August 2012, bei der Darbietende und Publikum in der Atmosphäre der St.Galler Synagoge besondere Momente von Sympathie und Wertschätzung schufen, dadurch gemeinsam vermittelten, wie die hiesige Gemeinde Tradition und Moderne verbindet, sich als Teil einer Stadt, einer Region, eines Landes versteht und verstanden weiss. In Anknüpfung an jenen «festlichen, nachdenklichen, aber auch heiteren Anlass» (so der Chronist Josef Osterwalder in seiner Berichterstattung) möchte ich hier wie damals mit Worten des Dankes abschliessen:

Über Generationen durfte ich Momente der Freude wie auch der Trauer mit Menschen und ihren Familien teilen. Doch besteht auch ein Gemeindeleben nicht nur aus solchen Höhen und Tiefen. Die Zeit mit ihren Aufgaben gemeinsam anzugehen, darin liegt die Bewährung im Zusammenleben von Menschen. Die gemeinsam geteilte Zeit verbindet und bleibt in der Erinnerung bestehen.

Für das Privileg der vielfältigen Begegnung und der menschlichen Beziehungen danke ich der Jüdischen Gemeinde, ihren Verantwortlichen und Mitgliedern, die mich als

Rabbiner gewählt und mir das Vertrauen der Zusammenarbeit geschenkt haben, aber auch einer Stadt, einem Kanton, einem Land, wo ich mit meiner Familie eine Heimat gefunden habe. Diese Gemeinde und Gemeinschaft im umfassenden Sinne begleiten meine besten Wünsche.



Literaturhinweise als Anregung zum thematischen Weiterlesen

Mein Rückblick ist gebaut auf den drei Schriften, die vorangegangene Jubiläumsfeiern unserer Gemeinde in St.Gallen begleitet haben. Zuerst stand die engagierte *Chronik* des damaligen Aktuars Leopold Brandt (1913). *Im Strom der Zeit* heisst die grundlegende historische Untersuchung (1963) von Rabbiner Dr. Lothar Rothschild, und meine Jubiläumsschrift (1988) trägt den Titel *Zeugnis und Perspektive.*

Zur Frage der Emanzipation der Schweizer Juden – unter diesem Titel hat Jean Rudolf von Salis auf wenigen Seiten in der Broschüre zur Emanzipationsfeier des SIG (1966) das Wesentliche mit Empathie und der ihm eigenen Eleganz skizziert. Die Details bietet noch immer das umfassende (durch Dr. Florence Guggenheim bearbeitete) Werk von Augusta Weldler-Steinberg, *Geschichte der Juden in der Schweiz* in zwei Bänden (1966/1970). Der früh verstorbene Dr. Willy Guggenheim sel. war zwischen 1971 und 1991 der markante Generalsekretär des SIG. Als Förderer des Geschichtsbewusstseins (ein Beispiel: die auch hinsichtlich der Darstellung von Vorkommnissen in St.Gallen pionierhafte Dissertation von Friedrich Külling, *Antisemitismus – bei uns wie überall?)* ist er mit seiner journalistischen Begabung immer wieder aufklärend an ein breites Publikum gelangt. Sein (zusammen mit Doris Angst und Dr. Ralph Weingarten) herausgegebener Band *Juden in der Schweiz: Glaube-Geschichte-Gegenwart* aus dem Jahre 1982 bietet eine kompakte Übersicht.

Die Darstellung von Emanzipation und Gemeindeentwicklung in der Schweiz im Zusammenhang mit Migration aus dem grenznahen Landjudentum (wofür die Anfänge in St.Gallen Beispiel sind) hat neue Akzente erhalten durch Forschungsarbeiten von Dr. Uri R. Kaufmann, der zudem als Fachhistoriker das Konzept zur Geschichte der Juden im *Historischen Lexikon der Schweiz (HLS)* verantwortet, wo zu vielen erwähnten Personen und Stichworten weiterführende Informationen vorhanden sind.

Eben erreicht uns bei Zusammenstellung dieser Hinweise die traurige Nachricht vom frühen Tod einer der Buchwissenschaft verpflichteten Historikerin, der wir viel verdanken. Frau Dr. Sabine Schreiber sel. hat auf der Basis von intensiver Archivarbeit in ihrer Dissertation mit dem Haupttitel *Hirschfeld, Strauss, Malinsky* (2006) sowohl die Kultusgemeinde in St.Gallen wie auch die zwischen 1917–1952 eigenständig organisierte ostjüdische Gemeinde Adass Isroel als Teil einer Stadtgeschichte veranschaulicht. Das Spannungsfeld, in dem sich die Rabbiner nach aussen und innen zu bewähren hatten, findet sich faktenbezogen und mit Takt dokumentiert. Herausgegeben wurde der nun zum Vermächtnis gewordene Band durch den SIG, dessen Mitglied der Geschäftsleitung Gabrielle Rosenstein (zusammen mit der bewährten Koordinatorin Pia Graf) weitere Beiträge zur Publikation brachte; etwa die 100-Jahre-SIG-Festschrift *Jüdische Lebenswelt Schweiz* (2004), die für das Verständnis des Gemeindelebens in Vergangenheit und Zukunft einen Reichtum an Informationen bereithält, oder den illustrierten Band von Ron Epstein *zu Synagogen der Schweiz* (2008) mit dem St.Galler Gebetshaus als prominentes Beispiel.

Rabbiner Dr. Rothschild gehörte als Kind des 20. Jahrhunderts zu den letzten Jahrgängen seines Rabbinerseminars und hat jener Zeit von 1904–1938 eine grundlegende Studie in der von Prof. Dr. Guido Kisch (Sohn des zwischen 1877 und 1881 bei der ICZ, später in Prag amtierenden Rabbiners Dr. Alexander Kisch) herausgegebenen *Gedenkschrift für das Breslauer Seminar* (1963) gewidmet. Ergänzend zu diesem Band ist die vorzügliche Dissertation von Andreas Brämer, *Rabbiner Zacharias Frankel, Wissenschaft des Judentums und konservative Reform im 19. Jahrhundert* (2000) zu lesen. Dort ist im Literaturverzeichnis auch Rabbiner Prof. Dr. Kurt Wilhelm sel., mir in Schweden väterlicher Freund und Mentor, nicht vergessen worden. Dessen Aufsatz, *Etwas vom Jüdisch-Theologischen Seminar,* im *Paul Lazarus Gedenkbuch* (1961), entgegnet dem bekannten Spruch der Orthodoxie auf das Breslauer Seminar («Seit die deutschen Rabbiner Dok-

toren sind, ist das Judentum krank») souverän, dass solcher Spott «nur zur Hälfte an die richtige Adresse gerichtet» sei: «Auch die orthodoxen Rabbinerseminare, die in Deutschland und in anderen Ländern und zum Teil gegen das Breslauer Seminar gegründet wurden, waren ‹etwas vollständig Neues› gegenüber der Jeschiwa als Ausbildungsstätte von Rabbinern. Das Hildesheimersche Rabbinerseminar in Berlin war von Woloszyn weiter entfernt als von Breslau.»

Die von Michael A. Mayer, unter Mitwirkung von Michael Brenner, in vier Bänden herausgegebene *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit* reicht von der hoffnungsvollen jüdischen Aufklärung eines Moses Mendelssohn (1729–1786) bis zu den letzten Kapiteln der Zerstörung im Jahre 1945.

Als «eines der bedeutendsten historischen und literarischen Werke unserer Zeit über die Verfolgung und Vernichtung des europäischen Judentums» nennt mit Grund der Verlag die Arbeiten von Saul Friedländer, erschienen in einer Sonderausgabe (2007) unter dem Titel *Das Dritte Reich und die Juden.*

Das Werk von Prof. Dr. Jacques Picard, *Die Schweiz und die Juden 1933–1945* (1. Aufl. 1994), beschreibt im Spiegel jener kritischen Jahre die organisierte Schweizer Judenheit umfassend, würdigt zum Beispiel auch die Hilfsaktionen der zeitweise in St.Gallen domizilierten Familie Sternbuch.

Das in die Tagespresse eingegangene Engagement von Rabbiner Schlesinger ist erschlossen durch das Personenregister der minutiösen Untersuchung *Antisemitismus in der Stadt St.Gallen* 1918–1939 von Thomas Metzger (2006), der nicht nur eine eingehende Mikrostudie zu den lokalen Verhältnissen bietet, sondern auch die Zusammenhänge von Emanzipation und Judenfeindschaft auf dem modernen Stand der Fachliteratur dokumentiert.

Jörg Krummenacher schildert in seiner Publikation *Flüchtiges Glück. Die Flüchtlinge im Grenzkanton St.Gallen zur Zeit des Nationalsozialismus* (2005) unter anderem die Rettung einer aus Ungarn stammenden Familie, mit der ich durch mein Rabbineramt in St.Gallen über Generationen verbunden geblieben bin.

Saly Mayer (1882–1950) – Ein Retter jüdischen Lebens während des Holocaust, hat durch Frau Dr. Hanna Zweig-Strauss' gleichnamige Studie (2007) eine kritisch-wohlwollende Hommage erhalten. Nachvollziehbar gemacht wird eine übergrosse Verantwortung, die auf Führungspersönlichkeiten jener Zeit lastete.

Die Grösse des Hauptmanns Paul Grüninger und seine Zeit der Bewährung in St.Gallen um 1938/1939 hat bahnbrechend Dr. Stefan Keller (*Grüningers Fall,* 1994) als wissenschaftlich arbeitender Journalist und Buchautor vor Augen geführt. Die darauf einsetzende Neubeurteilung ist geschildert in der Studie von Wulff Bickenbach (2009), *Gerechtigkeit für Paul Grüninger. Verurteilung und Rehabilitierung eines Schweizer Fluchthelfers* (1938–1998).

Zu den *Juden in Hohenems* wie auch zur Entstehung des neuen Museums bietet der von der damaligen Direktorin Frau Dr. Eva Grabherr herausgegebene Katalog (1996) vertiefende Beiträge. *Heimat Diaspora. Das Jüdische Museum Hohenems* (2008), herausgegeben vom Direktor Dr. Hanno Loewy, ist vielfältiges Programm und Zeugnis der aktuellen Dynamik des Hauses.

Prof. Dr. Stefan Schreiner, dem ich durch Mitarbeit in der von ihm geleiteten Redaktionskommission der *JUDAICA* begegnet bin, hat bereits kurz nach der Wende die auch mich stark beschäftigende Frage erhellend gestellt: *Renaissance oder Kaddisch? Zur Entwicklung des osteuropäischen Judentums* (in: *Jüdische Lebenswelten. Essays,* S. 318 ff.; herausgegeben von Andreas Nachama, 1991).

Die (von Rabbiner Kayserling kritisch begleitete) Entstehung des Budapester Rabbinerseminars, «eine der wenigen staatlich anerkannten Lehrinstitutionen für die jüdischen Studien in Europa» und später «einzige Institution in den Ostblockstaaten, die während der kommunistischen Zeit Rabbiner ausbildete», wird mit solcher Einordnung durch Frau Dr. Mirjam Thulin, eine Vertreterin der jungen deutschen Generation, die sich mit der Wissenschaft des Judentums beschäftigt, in ihrer Studie *Kaufmanns Nachrichtendienst. Ein*

jüdisches Gelehrtennetzwerk im 19. Jahrhundert (2012) auch in personellen Bezügen zum Breslauer Seminar präsentiert.

Der vielseitige Band *The observant life: the wisdom of Conservative Judaism for contemporary Jews* (2012 herausgegeben von Martin S. Cohen/Michael Katz) ist rabbinischer Ratgeber und aktuelle Standortbestimmung der in den USA etablierten Mitte-Position des Judentums. In Israel war diese Haltung durch Ernst Simon (1899–1988) verkörpert, den sein Freund und Weggefährte Gerschom Scholem (1897–1982) als «Menschen von noblem Charakter und ungemeiner Wahrhaftigkeit» charakterisierte. Möge die in den Schriften jenes Pädagogen, Denkers und Redners vertretene Einstellung «eines konservativen Menschen von entschieden liberaler Gesinnung» auch kommenden Generationen Inspiration sein beim «Ringen um progressive Kontinuität» (Siegfried Moses in einer Würdigung von Ernst Simon).

Die von Rabbiner Dr. Leo Baeck zitierten Sätze entstammen seiner letzten Rede, die er am 22. April 1956 vor der Loge B'nai B'rith gehalten hat und im selben Jahr posthum mit dem Titel *Judentum, Christentum und Islam* als Separatdruck herausgegeben worden ist. Diese zum Vermächtnis gewordenen Worte erläutern in grosser Klarheit Versöhnung als Wesen des Judentums, sind Aufforderung zum gegenseitigen Respekt der Weltreligionen in ihren Unterschieden und Errungenschaften.

«Der Präsident begrüsst und dankt»

Roland Richter

RJ



Im Mai 1985 beendete ich meine Lehr- und Wanderjahre; zusammen mit meiner Familie – Ehefrau Jacqueline und Tochter Nadine – kehrte ich in die Stadt meiner Kindheit und Jugend zurück, um hier die Basis für meine praktische ärztliche Tätigkeit zu legen, welche weitere 28 Jahre dauern sollte. Der Kontakt mit der St.Galler Jüdischen Gemeinde – sie nannte sich damals noch Israelitische Gemeinde – fiel leicht: zum einen war ich mit dem Co-Präsidenten Simon Rothschild bereits freundschaftlich und mit dem Co-Präsidenten Hanns Neuburger gesellschaftlich verbunden, und zum anderen hatte ich schon vor unserem Zuzug das Gespräch mit Rabbiner Schmelzer gesucht, um mit ihm die Frage der Schulwahl für unsere Tochter zu erörtern. Seiner geistigen Offenheit entsprechend empfahl er der Sekundarschülerin den Besuch der «Flade», der Katholischen Kantonssekundarschule; über ihn aber später mehr.

Anfangs 1987 waren meine Gattin Jacqueline und ich bei Vera und Hanns Neuburger zum Nachtessen eingeladen. Beim gemütlichen Kaffee dann liess Hanns die Katze aus dem Sack: Nach vielen Jahren Tätigkeit im Vorstand der St.Galler Gemeinde wollte er sich aus der Exekutiv-Arbeit zurückziehen und aus der Warte der Geschäfts- und Rechnungsprüfungs-Kommission GRPK die Arbeit des Vorstands beobachten. Neuburgers Vorschlag damals: ich sollte in den Vorstand eintreten und neben ihm als Beisitzer die Geschäftsführung erlernen, um dann ein Jahr später seine Aufgaben als Co-Präsident für die inneren Angelegenheiten zu übernehmen. Ich sagte ziemlich rasch zu – und lernte bald, dass ich ein blutiger Anfänger war.

So sass ich denn im Vorstand, nach einem Jahr bereits als Co-Präsident, und kam mir dabei einigermassen verloren vor. Die Diskussionen verliefen oft unter Verwendung von Chiffren, die mir nicht geläufig waren, die aber von den damaligen Schwergewichten Hanns Neuburger, Simon Rothschild und Rolf Jsaac «selbst-verständlich» verwendet wurden. Erst nach und nach vermochte ich den teilweise kryptischen Gesprächen zu folgen.

Es war in dieser Zeit, dass ich als Vertreter der St.Galler Gemeinde in Basel an einem Anlass teilnahm, zu dem die dortige Gemeinde eingeladen hatte. Felix Liatowitsch, der damalige langjährige Präsident der Jüdischen Gemeinde Basel, eröffnete seine Grussadresse mit den schalkhaften Worten «der Präsident begrüsst und dankt»: er begrüsst die Anwesenden und dankt ihnen für ihr Erscheinen – das sei seine Hauptaufgabe, sonst habe der Präsident in einer Gemeinde gar nicht viel zu sagen. Diese Worte merkte ich mir, und in den vielen Jahren danach habe ich noch sehr oft «begrüsst und gedankt».

Im Folgenden verzichte ich darauf, eine subjektive Darstellung meiner 21 Jahre zunächst als Co-Präsident und später als Präsident wieder zu geben. Stellvertretend dafür befasse ich mich mit 4 Themenbereichen und 2 Persönlichkeiten, die für meine Arbeit im Vorstand der Jüdischen Gemeinde St.Gallen prägend wirkten und die vertieft darzustellen mir ein Anliegen ist. Die Schwerpunkt-Themen sind die Diskussion in Vorstand und Gemeinde zur Anerkennung der Gemeinde als Körperschaft des öffentlichen Rechts, die Stellung der Gemeinde nach aussen während der Zeit der an Schweizer Banken gerichteten Vorwürfe zu deren Umgang mit nachrichtenlosen Vermögen von Opfern der Shoah, der Wandel der sozio-demografischen Struktur der Gemeinde während meiner Präsidialzeit von einer jüdischen Gemeinde traditionellen Zuschnitts zur «Patchwork-Gemeinde» und schliesslich ein Einblick in das Funktionieren des Vorstands. Die Persönlichkeiten, denen aus meiner Sicht eine vertiefte Darstellung gebührt, sind Rabbiner Hermann Schmelzer und Rolf Jsaac.

Öffentlich-rechtliche Anerkennung

Simon Rothschild hatte mir beim gemeinsamen Skilaufen im Engadin lange vor unserem Zuzug nach St.Gallen über das Projekt berichtet, die Israelitische Gemeinde St.Gallen vom Kanton als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkennen zu lassen. Seine Beweggründe hierzu waren zwiefach: Die

Idee stammte von Werner Burgauer, Rothschilds Vorgänger im Präsidialressort. Burgauer war überzeugt davon, dass die Einbettung in staatliche Strukturen der einzig gangbare Weg war, um der Gemeinde das Überleben in voller Emanzipation und Integration zu sichern. Und vor seinem frühen Hinschied verpflichtete Werner Burgauer Simon Rothschild im Sinne eines Vermächtnisses dazu, das Projekt weiter zu verfolgen. Mit der Anerkennung der Israelitischen Gemeinde St.Gallen als Körperschaft des öffentlichen Rechts würde die Gemeinde den Landeskirchen – der römisch-katholischen, der evangelisch-reformierten und der christkatholischen – gleichgestellt: Sie würde dem kantonalen Religionsgesetz unterstellt, und wer sich dem Einwohneramt gegenüber als jüdisch deklariert, würde damit untrennbar verbunden auch Mitglied der Gemeinde sein. Gerade der letzte Umstand war für Simon Rothschild von besonderer, zusätzlich motivierender Bedeutung: Er erwartete, dass mit der öffentlich-rechtlichen Anerkennung alle im Kanton St.Gallen lebenden, der Gemeinde jedoch nicht angehörenden jüdischen Frauen und Männer der Gemeinde zugeführt würden und erhoffte sich dadurch eine sprunghafte Steigerung der stetig abnehmenden Zahl von Mitgliedern. Rothschild, Abgeordneter im städtischen Parlament von St.Gallen, nutzte seine politischen Verbindungen, um bei den Behörden – die notabene der Initiative durchaus skeptisch gegenüberstanden – für das Projekt zu werben, und innerhalb der Gemeinde wurden umfangreiche Vorarbeiten geleistet: insbesondere wurde der nachmalige Ständerat Eugen David damit beauftragt, einen Entwurf für eine gesetzeskonforme Gemeindeordnung auszuarbeiten. Nebenbei sei gleichsam anekdotisch vermerkt, dass niemand «automatisch» in einer jüdischen Gemeinde Aufnahme finden kann; das eingeforderte Judentum des Kandidaten/der Kandidatin muss einer eingehenden Prüfung durch das Rabbinat standhalten.

Im Vorstand waren die Meinungen zum Projekt öffentlich-rechtliche Anerkennung geteilt: Rolf Jsaac widersetzte sich dem Anliegen mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften; er unterlag schlussendlich, und er empfindet die

durch den Kanton 1994 gewährte Anerkennung auch heute noch als Fehler. Tatsächlich war und ist eines der von Jsaac vorgebrachten Argumente durchaus stichhaltig: Die Unterstellung der Gemeinde unter das kantonale Religionsgesetz bedeutete, dass auch in Gemeinde-internen Angelegenheiten nur Mitglieder mit schweizerischem Bürgerrecht stimm- und aktiv wie passiv wahlberechtigt würden und wurden. Der tiefere Grund dazu dürfte im ortsgebunden-schweizerischen Selbstverständnis zu suchen sein, welches nicht unbedingt dem jüdischen «ubi bene ibi patria-Denken» – wo es gut ist, dort ist die Heimat – entspricht. Tatsächlich traf diese Bestimmung auch in unserer Gemeinde eine Reihe von Angehörigen, die durch die politische Anerkennung vom Stimm- und Wahlrecht ausgeschlossen wurden, die dadurch gleichsam zu Mitgliedern 2. Klasse degradiert wurden; und einzelne traten deshalb auch aus der Gemeinde aus! Dieser Makel wurde im Rahmen der späteren Revision der Kantonsverfassung zu unserer Zufriedenheit behoben.

Ich selbst war dem Projekt gegenüber durchaus ambivalent eingestellt. Zum einen störte mich als St.Galler mit – politisch korrekt ausgedrückt – Migrationshintergrund, zu Deutsch: als Jude aus dem heute ukrainischen Galizien, die einschränkende Bevorzugung der schweizerischen Nationalität. Ich sah aber in der Anerkennung unserer Gemeinde als öffentlich-rechtliche Körperschaft auch die Chance, dass in Zeiten, in denen Juden wieder einmal ein rauer Wind ins Gesicht bläst – und mit Blick auf Ungarn und auf Skandinavien scheinen solche jetzt wieder anzubrechen – der Staat uns besser schützen könnte als wenn wir die Stellung eines privaten Vereins beibehalten würden (dabei vergesse ich nicht, dass 1933 in Deutschland alle jüdischen Gemeinden öffentlich-rechtlich anerkannt waren!). In Bezug auf die «Zwangsmitgliedschaft» jedenfalls scheint Simon Rothschilds Erwartung sich definitiv nicht zu erfüllen: Gerade jetzt sind deutliche politische Bestrebungen zu beobachten, die Zugehörigkeit zu einer konfessionellen Gemeinde unabhängig von der Deklaration der Religionszugehörigkeit zu behandeln.

Mittlerweile haben sich die Wogen geglättet. Der Status der Gemeinde als Körperschaft des öffentlichen Rechts ist allgemein akzeptiert: Aus Gemeinde-interner Sicht besteht derzeit kein Grund, daran etwas zu ändern; eine Diskussion darüber existiert nicht. Und von aussen wird die Gemeinde als zwar etwas Spezielles, aber dennoch zu St.Gallen gehörig wahrgenommen und auch so mit wohlwollendem Unterton in der lokalen Presse dargestellt. Entsprechend funktioniert denn die Zusammenarbeit mit den Behörden, insbesondere im Bereich der Sicherheit, vorzüglich.

Die Zeit der nachrichtenlosen Vermögen

Ab 1995 beherrschte ein Thema die schweizerischen Medien und die politische Diskussion: Der World Jewish Congress WJC, im Gegensatz zu seinem Namen eine private amerikanisch-jüdische Organisation, damals unter Edgar Bronfman als Präsident und Israel Singer als Generalsekretär, vermutete, auf Schweizer Banken seien unermesslich hohe Vermögenswerte von Shoah-Verfolgten deponiert gewesen. Die Banken hätten Angehörigen der verschollenen, verstorbenen oder ermordeten Depositären alle ihnen zu Gebote stehenden Hindernisse in den Weg gelegt, um die ruhenden – eben nachrichtenlosen – Konti und Depots nicht offen legen zu müssen: mit der Zielsetzung, diese Werte schlussendlich dem Vermögen der jeweiligen Bank zuzuschlagen. Unterstützt wurde der WJC durch den New Yorker Senator Alfonse D'Amato, der die Kampagne zur Schärfung seines politischen Profils ausnützte. (Eine umfassende Schilderung der Geschehnisse findet sich bei: Maissen, Verweigerte Erinnerung, NZZ 2005.)

In der Schweiz wurde das Thema öffentlich, halböffentlich wie auch in privaten Kreisen emotionsreich diskutiert: Man wehrte sich ebenso vehement gegen solche unberechtigten und beleidigenden Unterstellungen von der «amerikanischen Ostküste» oder von der «amerikanischen Seite». Dass

die Kläger Juden waren, wurde verbal unterdrückt, obwohl damals kein Zeitungs- oder Televisionsbericht erschien, bei dem nicht Israel Singer mit zur besseren Sichtbarkeit verschobener Kippa abgebildet gewesen wäre. Man schimpfte «ostküsten-amerikanisch» und meinte «jüdisch»: damals wagte man es hierzulande noch nicht, die Samthandschuhe auszuziehen, die der Gesellschaft zufolge der Erinnerung an die Shoah aufgezwungen worden waren. Ich nehme an, dass heute, 15 Jahre nach diesen Ereignissen, die Ausdrucksweise unangenehm direkter, dafür aber weniger hypokritisch gewählt würde. Der Ausgang der Geschichte ist bekannt: Die 2 Schweizer Grossbanken kauften sich in einem Vergleich mit den Klägern durch Zahlung von rund 1.8 Mia. Franken von der Anschuldigung frei, sich am Vermögen von Shoah-Opfern schadlos gehalten zu haben und behielten dadurch die Freiheit, in den USA weiterhin ungehindert ihre Geschäfte zu tätigen.

Und die Jüdische Gemeinde St.Gallen? So fremd es klingen mag: sie hat sich ebenfalls frei gekauft; vom Vorwurf nämlich, sie könnte der «amerikanischen» Initiative irgendwelche Sympathien abgewinnen oder diese gar billigen, mehr noch: unterstützen. Das kam so:

Völlig unabhängig von den nachrichtenlosen Vermögen hatten die christlichen Konfessionen mit eigenen Problemen zu kämpfen, vordringlich mit der zunehmenden Entvölkerung ihrer Kirchen. Es wurden Experimente gestartet mit alternativen Programmen und Inhalten, in der Absicht, den Kirchen wieder mehr Menschen zuzuführen. So wurde in Basel die ungenutzt stehende evangelisch-reformierte Elisabethen-Kirche für das Vorhaben einer «offenen Kirche» freigegeben. Der Erfolg war gross und das Modell erhielt schweizweit Publizität, welche nach Nachahmung rief. In St.Gallen fühlte sich der rührige Christoph Sigrist angesprochen, damals Pfarrer an der Kirche zu St.Laurenzen, heute am Grossmünster in Zürich. Das Modell entsprach seinem offenen und wenig traditionalistischen Wesen, und er ging sogleich daran, die «Offene Kirche St.Leonhard» in der ebenfalls ungenutzten Kirche gleichen Namens zu gründen.

Ganz im Sinne der ökumenischen Offenheit trachtete Pfarrer Sigrist danach, die Trägerschaft für das Projekt auf eine möglichst breite Basis zu stellen, und unter Einsatz seiner ausserordentlichen charismatischen Fähigkeiten war er darin äusserst erfolgreich: Noch bevor ich es richtig versah, sass ich bereits im Vorstand der «Offenen Kirche St.Leonhard» und betätigte mich universalistisch; der Zeitaufwand dafür war nicht unerheblich. Doch war der Einsatz im Vorstand abgesprochen, und da gerade zu der Zeit die Diskussion um die nachrichtenlosen Vermögen am höchsten wogte, hielt man es für angebracht, dieses Zeichen guten Willens zu setzen.

Nun lebte die offene Kirche nicht nur von gutem Willen: Die Aktivitäten benötigten ein Budget, und dieses benötigte Beiträge. Es wurde ein Betriebsverein gegründet; die Jüdische Gemeinde trat diesem Betriebsverein bei und verpflichtete sich, wie übrigens die anderen Trägerkirchen auch, während 5 Jahren einen wiederkehrenden Beitrag von damals CHF 5'000 pro Jahr zu leisten. Der Betrag von insgesamt CHF 25'000 überstieg jedoch die Ausgaben-Kompetenz des Vorstandes. Deshalb musste der Beitrag der nächsten ordentlichen Gemeindeversammlung zur Entscheidung vorgelegt werden. Kassenwart Rolf Jsaac erläuterte aus Sicht der Gemeindefinanzen, dass die Summe ohne weiteres verkraftbar sei, und ich versuchte, den politischen Hintergrund zu erläutern. Die anschliessende Diskussion endete mit der Bemerkung von Paula Lévy, die sich für und in der Gemeinde manche Verdienste erworben hatte, sie verstehe trotz allem nicht, weswegen wir zahlen sollten; meine Antwort darauf: «Weil wir müssen».

Wandel zur «Patchwork-Gemeinde»

Zur Zeit meiner Kindheit und Jugend – ich wurde im Jahre 1957 Bar Mizwa – war die jüdische Welt in St.Gallen noch in Ordnung: Es lebten zahlreiche jüdische Familien in der Stadt. An Schabbat und an Feiertagen füllte sich die Synagoge weit

über das erforderliche Quorum, und wenn ich im Trauerjahr nach dem frühen Hinschied meines Vaters an schulfreien Samstagen hinging, um Kaddisch zu sagen, stellte sich die Frage nicht, ob ein Minjan gewährleistet war oder nicht. Allerdings bahnte sich bereits in den 1950er-Jahren die Entwicklung an, deren Folgen uns heute beschäftigen: Die Mehrzahl der jungen Leute aus jüdischem Hause zog nach Abschluss ihrer Schulzeit von St.Gallen weg, um auswärts zu studieren oder sich beruflich auszubilden, denn die hiesige Hochschule befand sich damals noch in ihren Anfängen. Und die wenigsten kehrten wieder nach St.Gallen zurück, um sich endgültig hier nieder zu lassen. Das führte dazu, dass die Gemeinde zunehmend überalterte und ihre Mitgliederzahl schwand. Damit verbunden bröckelten auch der Umfang und die Qualität spezifisch jüdischer Infrastruktur allmählich ab. Es wurde in St.Gallen zusehends schwieriger, ein traditionelles jüdisches Leben entsprechend halachischer Normen zu führen. Dies wiederum hielt mögliche Zuzüger immer wieder davon ab, in die Stadt zu kommen, wenn nicht Sachzwänge die Niederlassung in St.Gallen unbedingt erforderten.

Die Folgen dieser Entwicklung sind bekannt: Die Jüdische Gemeinde St.Gallen ist zur Kleingemeinde geworden. Wer als Jüdin oder Jude hier lebt, tut das in der Regel nicht, weil jüdisches Leben auf der individuellen Werteskala eine vordere Position einnimmt. Genuin jüdische Familien sind in St.Gallen selten geworden; die Zahl der gemischt-religiösen Ehen oder Lebensgemeinschaften überwiegt. Damit verbunden haben sich auch die Ansprüche an die Gemeinde gewandelt. Traditionellerweise war es Aufgabe der Gemeinde und ihrer Unterorganisationen, die Infrastruktur sicherzustellen auf den Gebieten Rabbinat, Synagoge, Religionsschule, Beerdigungswesen sowie Fürsorge und Krankenwesen. Heutigen Erfordernissen einer säkularisierten Gesellschaft genügt dies nicht mehr. Mit dem schleichenden Verlust von traditionell jüdischem Bewusstsein und der Hinwendung immer mehr zum unverbindlich Weltlichen hin gehen spezifisch jüdische Kenntnisse und Bildungsinhalte verloren. Damit di-

rekt zusammenhängend werden ursprünglich familiär-häusliche Festlichkeiten – Schabbat-Eingang, Festfeiern, Seder zu Pessach auf die Gemeindeebene verlagert. Und entsprechend werden Erwachsenen-Bildung und Organisation von Anlässen, modern ausgedrückt: Event Management, zunehmend zu Aufgaben der Gemeinde, die damit dazu beitragen hilft, ihren Mitgliedern die jüdische Identität zu erhalten.

Die Zukunft wird uns mit einem weiteren Problem beschäftigen: den Kindern nämlich, die aus einer gemischt religiösen Gemeinschaft entstammen. In der Schweiz sind heute mehr als die Hälfte der Ehen mit einem jüdischen Partner gemischt religiös. Somit wird es absehbar, dass mehr als die Hälfte der «jüdischen» Kinder einen nichtjüdischen Elternteil haben. Diese Zahl wird relevant werden, und sie hat halachische wie auch psychologische Konsequenzen. Halachisch kann man es sich einfach machen: das Kind der jüdischen Mutter ist jüdisch, das Kind des jüdischen Vaters ist nicht jüdisch, so die traditionelle Sichtweise. Und jetzt die Psychologie: wo ist da die Gerechtigkeit im Sinne der Gleichbehandlung und Gleichstellung? Wenn ich als Kind betroffen bin: worin liegt der Unterschied, ob ich jetzt patrilinear oder matrilinear, vonseiten des Vaters oder vonseiten der Mutter Halbjude, Halbjüdin bin? Wenn ich schon von diesem Schicksal betroffen bin (und es hat mich niemand gefragt, ob ich das möchte), so wünsche ich meinen religiösen Weg frei zu wählen. Diese Fragen werden ebenfalls auf unsere Gemeinde zukommen, und wir tun gut daran, uns darauf vorzubereiten, indem wir Konzepte entwerfen, wie wir diesen Kindern helfen, mit ihrer Situation umzugehen.

Rabbiner Hermann I. Schmelzer



Ein Glücksfall für die Jüdische Gemeinde St.Gallen: Rabbiner Schmelzer hatte mit seinem Vorgänger Lothar Rothschild eine wesentliche Eigenschaft gemeinsam, unterschied sich jedoch in einem anderen Punkt deutlich und zum Vorteil der Gemeinde. Beide Rabbiner, Rothschild wie Schmelzer, waren beziehungsweise sind akademisch gebildete Männer mit weit gesteckten historischen, philosophischen und philologischen Interessen. Dieser Umstand erleichterte der Gemeinde den Übergang von Vorgänger zu Nachfolger, machte ihn erträglich. In «Zeugnis und Perspektive» charakterisiert Schmelzer seinen Amtsvorgänger mit den folgenden Worten: «Rothschilds Wirken ging von einem Denken aus, das einen nicht unwesentlichen Beitrag zur jüdischen Geistesgeschichte geleistet hat. Er vertrat mit Entschiedenheit die liberale Ausprägung des religiösen Judentums, gepaart mit einer national-jüdischen Bindung, die stets an die geistigen Grundlagen des Judentums heranführte.» Das Judentum von Schmelzer unterscheidet sich jedoch deutlich von der zitierten Position: Lothar Rothschild war vom liberal-religiösen Weg deutscher Prägung überzeugt und trat als einer von dessen vehementesten Verfechter auf. Traditionell orientierte Gemeindeglieder hatten mit dieser Haltung oftmals Mühe, was den Rabbiner immer wieder der Kritik seiner Gemeinde samt deren Vorstand aussetzte.

Hermann Schmelzer dagegen hat – bei aller Liberalität seines Denkens – die «rote Linie» hin zum Liberalen Judentum nie überschritten, sondern ist seiner traditionellen Auffassung von Religiosität treu geblieben. Damit konnte er der Rabbiner für die ganze Gemeinde sein, der jedem Mitglied den Zugang zu «seinem» Schmelzer ermöglichte. Dass ich einst in jugendlicher Unbedachtsamkeit zu Rabbiner Schmelzer be-

merkte, er sei ein «Auslaufmodell», klang damals in seinen Ohren nicht unbedingt schmeichelhaft, war aber durchaus so gemeint: Rabbiner mit so breit gestreuter jüdischer und allgemeiner kultureller Bildung finden sich heute kaum mehr. Zur weiteren Würdigung von Rabbiner Schmelzer lasse ich hier den Text der Rede sprechen, die ich anlässlich der Feier zu seinem achtzigsten Geburtstag gehalten habe:

Vergegenwärtige ich mir Ihr Wirken, wie ich es während meiner Präsidialzeit von 1988 bis 2009 aus der Nähe miterleben durfte, so drängt sich mir ein Begriff auf, der Ihre Arbeit beschreibend kennzeichnet. «Augenmass» ist der Begriff. – Ja, Ihr Augenmass ist es, welches Ihrer Tätigkeit den Stempel aufgedrückt hat. Das hat sich zwiefach ausgewirkt: Zum einen nach innen in Ihrer Arbeit für die Gemeinde; zum anderen nach aussen, wenn Sie gleichsam als Botschafter einer christlich geprägten Zuhörerschaft nicht nur unsere Gemeinde näher gebracht haben, sondern unser Judentum in seiner Ganzheit. Davon aber später.

Die Persönlichkeit, zu der wir uns im Laufe unseres Lebens entwickeln, stützt sich auf drei Pfeiler: nämlich auf die uns angeborenen Anlagen, auf die Erziehung, die uns bis in die Adoleszenz hinein prägt und schliesslich auf unsere Fähigkeit, auf Anlagen und Erziehung aufbauend uns weiter zu entwickeln. Sie, geschätzter Herr Rabbiner Schmelzer, sind in ein Elternhaus hineingeboren worden, welches das kulturelle «Sowohl-als-auch» pflegte. Jüdisches Denken und Handeln waren die Maxime, an der sich das Leben mit seinen Regeln orientierte; aber reges Interesse an weltlicher Bildung wurde gefördert und schärfte Ihren Blick über die Grenzen der eigenen Minderheitskultur hinaus – Augenmass war hier ansatzweise bereits vorgegeben. Und wenn Ihnen, dem Zwölfjährigen, in Zeit höchster Not und Verfolgung Ihre Grossmutter bedeutet hat, sie sollen essen, was Sie zu essen finden, auch wenn dies halachischen – speisegesetzlichen – Vorschriften widersprach, so war dies nichts anderes als Ausdruck des Augenmasses, wie es in Ihrer Familie bereits vorgegeben war.

Nach beschwerlichen Lehr- und Wanderjahren wurden Sie – inzwischen als Rabbiner ordiniert – zum geistlichen Oberhaupt

der Israelitischen Gemeinde St.Gallen, wie sie sich damals noch nannte, berufen. Anfangs war die Aufgabe nicht leicht, traten Sie doch die Nachfolge eines Schwergewichts im deutschsprachigen Liberalen Judentum, nämlich von Rabbiner Dr. Lothar Rothschild an. Ich stelle mir vor, dass Sie damals von manchem Zweifel geplagt worden sind, ob Sie die Aufgabe auch meistern würden: Sie meisterten sie, unterstützt durch Ihre Gattin und dem Mentor-gleichen Wohlwollen des damaligen Gemeindepräsidenten Hanns Neuburger. So gewannen Sie denn zunehmend Sicherheit im Umgang mit der Ihnen anfänglich noch widerspenstigen deutschen Sprache. Damit einhergehend wuchsen Ihr Selbstvertrauen, sowie gleichzeitig die Sympathie und die Wertschätzung Ihrer Gemeinde. Bald schon gelang Ihnen ein psychologisches Meisterstück: Ich spreche von der Heimführung der klein gewordenen Gruppe orthodoxer Juden, die von der einstigen Gemeinde Adass Jisroel mit ihrer Synagoge an der Kapellenstrasse noch übrig geblieben ist, in die Gemeinde Frongartenstrasse von ursprünglich deutsch-liberaler Prägung. Diese Zusammenführung stellte einen Vermittlungserfolg erster Güte dar; denn das Ihnen eigene Augenmass, oder anders ausgedrückt: Ihr Gespür für das Ausloten von Möglichkeiten, welche den Verhandlungspartnern gerade noch zuträglich sind, führte dazu, dass keine der Gesprächsparteien sich zu einem schwer verdaubaren religiösen Kompromiss genötigt fühlte. Und als ich, bereits nach erfolgter Zusammenführung, in die Gemeinde eintrat, waren Sie der unwidersprochene Rabbiner einer wirklichen Einheitsgemeinde. Nicht unerwähnt lassen möchte ich, dass, wiederum Ihrem Augenmass gemäss, Sie ihre Tätigkeit als Rabbiner nicht allein auf die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde beschränkten. Nein – Sie pflegten Beziehungen zu allen Juden in unserer Region unabhängig davon, ob sie unserer Gemeinde angehörten oder nicht. Denn bereits als Zwölfjähriger hatten Sie es lernen müssen: Jude ist, wer Jude ist, und nicht, wer einer jüdischen Gemeinde angehört.

Unsere Gemeinde und unser Judentum hätte sich in der Ostschweiz keinen besseren Botschafter wünschen können, als Sie ihn über die Jahre verkörperten. Bald wurde spürbar,

dass Sie nicht dem Typus des in seine Bücher versunkenen Talmud-Thora-Gelehrten entsprechen, sondern mit beiden Beinen im Leben stehen und in jüngeren Jahren auch auf der Finnenbahn anzutreffen waren. Ungezählten Schulklassen, Vereinen und Mitarbeitern von staatlichen Stellen haben Sie anlässlich von Führungen in unserer Synagoge oder von Vorträgen auf dem Lande das Wesen des Judentums nahegebracht und damit gleichzeitig der christlichen Mehrheitsbevölkerung, der Vox populi, am Stimmungs-Puls gefühlt. Durch Ihre Lehrtätigkeit an der Universität verschafften Sie sich die Anerkennung im Dozentenkollegium, und den politischen Meinungsbildnern wurden Sie zum gesuchten Gesprächspartner. Bei den christlichen Kirchen erfreuen Sie sich wohlwollenden Respekts: Persönlich kann ich davon berichten, wie sehr der vormalige katholische Bischof Dr. Ivo Fürer das Gespräch mit Ihnen schätzte. Und dass Sie anlässlich der Neuausgabe der evangelischen Zürcher Bibel in deren Redaktionsstab, zuständig für jüdische Belange, berufen wurden, wäre ohne Ihr Augenmass auch im Verhältnis zu den christlichen Landeskirchen nicht möglich gewesen.

Hinter einem erfolgreichen Mann steht eine tüchtige Frau. Selten trifft dieser Satz eher zu als im Falle eines Rabbiner-Ehepaars. Die Rebezzen, die Gattin des Rabbiners, erfüllt in der Gemeinde eine zentrale Funktion, deren Pflichtenheft allerdings nirgends festgeschrieben ist. Liebe Frau Rabbiner Schmelzer: All die Jahre hindurch haben Sie an der Seite Ihres Gatten, sichtbar und zuweilen auch unsichtbar, gewirkt und – wenn nötig – auch gekämpft. Sie haben sich tatkräftig am Religionsunterricht und an den Bar-Mizwa-Vorbereitungen beteiligt, Sie haben in den Vereinen mitgearbeitet, und Sie haben die halachische Infrastruktur der Gemeinderäumlichkeiten garantiert. Mit all Ihrem Engagement haben Sie die Stimmung der Gemeinde erfasst und damit Ihrem Gatten die Einzelheiten zur Befindlichkeit der Gemeinde vermitteln können, die für die Ausgestaltung seiner Arbeit notwendig waren. So hatten sie denn wesentlichen Anteil am Erfolg des Systems Schmelzer. Für diese Ihre grossartige Leistung darf ich Ihnen im Namen der Gemeinde ganz herzlich danken.

2014 – in 2 Jahren also – werden 2600 Jahre vergangen sein, seit erstmals in der Geschichte Juden zwangsumgesiedelt, deportiert worden sind. Im Jahre 586 vor unserer Zeit wurde nach der Zerstörung des Salomonischen Tempels zu Jerusalem durch das Heer Nebukadnezars die Elite des damaligen Königreichs Juda nach Babylonien fortgeführt. Die verschleppten Judäer entwickelten sogleich eine tiefe Sehnsucht nach ihrer Heimat, nachzulesen bei den Propheten Jeshayahu/Jesaja und Jecheskel/Ezechiel. Hierin gründet denn auch der Ursprung der Jahrtausende währenden jüdischen Sehnsucht nach Zion, Symbolbegriff für Jerusalem und das Land Israel, die schliesslich in den modernen Zionismus mündete. Lesen wir am Pessach-Abend im Kreis der Familie oder der Gemeinde die Haggada, die Geschichte vom Auszug der 12 Stämme Israels aus ägyptischer Knechtschaft, so sprechen wir auch den Wunsch aus: «LeShana Haba'a Birushalayim», im kommenden Jahr in Jerusalem zu sein. 2000 Jahre lang blieb dieser Wunsch unerfüllbarer Ausdruck tiefen Verlangens. Heute haben wir alle, jede und jeder für sich die Möglichkeit, individuell mit diesem Wunsch umzugehen. Für die einen bleibt er symbolhafte Metapher, andere wiederum versuchen, diese Sehnsucht mit Hilfe moderner verkehrstechnischer Mittel zu verwirklichen. Der Kunstschmied Frank Meisler hat zusammen mit seinen Schülern versucht, diese Zions-Sehnsucht bildhaft umzusetzen: sie haben für die Darstellung die Kugelform gefunden. Ein Exemplar dieses Sehnsuchts-Symbols, lieber Herr Rabbiner Schmelzer, habe ich aus Jerusalem mitgebracht. Namens der Jüdischen Gemeinde St.Gallen darf ich es Ihnen als Sinnbild und zur bleibenden Erinnerung überreichen, und ich verbinde damit den allerherzlichsten Dank der Gemeinde für alles, was Sie für uns während all der Jahre geleistet haben.

«Augenmass», so lautet das Leitmotiv meiner Ansprache. Und Augenmass ist heute mehr denn je wieder gefragt. Selbstverständlich denke ich dabei an die unsägliche Diskussion um die Brit Mila, das unverzichtbare jüdische Beschneidungsritual, Sinnbild für den Bund, den der Stammvater Abraham mit seinem und unserem Gott geschlossen hat. Bedauerlicherweise ist diese

Diskussion nicht frei von hypokritischen Untertönen. Ich verzichte jedoch darauf, die Thematik in diesem Rahmen weiter auszuführen, obschon es mir drängend auf der Zunge brennt. Eines jedoch wünsche ich uns: dass die Diskussion, wenn schon unvermeidbar, dann aber mit Augenmass weitergeführt werde. Und Ihnen, lieber Herr Rabbiner Schmelzer, wünsche ich im Namen von uns allen, dass Ihr Augenmass noch in viele Diskurse zum aktuellen wie zu anderen Themen einfliessen möge, und dass Ihre Stimme weiterhin das Gehör finde, welches ihr gebührt.

Rolf Jsaac



Ein weiterer Glücksfall für die Gemeinde – und für mich: Rolf Jsaac verbrachte sein ganzes bisheriges Leben im Dunstkreis der Jüdischen Gemeinde St.Gallen. In der Religionsschule erlebte ich den knapp Jüngeren als stillen, den ernsthaften Blick gesenkt haltenden sommersprossigen Rotschopf, zu dem ich kaum Zugang fand. Als 40-Jährige haben wir uns dann kennen gelernt und erfahren, was für verschiedene Wege wir gegangen sind. Während ich mich der vorgedachten Spur entlang entwickelte, musste Rolf Jsaac sich tragischen Lebensumständen anpassen: Als er 20 Jahre alt war – und sein Bruder 8 – waren beide Eltern verstorben, und das elterliche Kleidergeschäft verwaist. In diesem Zeitabschnitt treten Jsaacs Qualitäten voll heraus: Der gelernte Bankkaufmann verzichtet darauf, sich zur Hochschulreife weiter zu bilden, krempelt die Ärmel hoch und übernimmt entscheidungsstark und tatkräftig die Leitung des elterlichen Geschäfts sowie die Erziehung des kleinen Bruders.

Entscheidungsstark, tatkräftig, aber auch mit einer gehörigen Portion Scharfblick und Skeptizismus ausgestattet – so habe ich Rolf Jsaac im Vorstand der Jüdischen Gemeinde St.Gallen kennen gelernt. Sein Amt war das des Kassenwarts.

Das erfüllte er mit Vor-Sicht und mit Um-Sicht. Dieser Haltung war es zu verdanken, dass das Vermögen der Gemeinde sich zwar in gesund-beschränktem, jedoch stetigem Ausmass mehrte, solange Jsaac die Verwaltung der Finanzen unter Beachtung mündelsicherer Grundsätze alleine verantwortete. Dann traten hier wie überall sonst auch selbsternannte Experten auf, im Chor der Allgemeinheit mitblökend, Vermögen sei neuen Portfolio-Theorien gemäss anzulegen, und dabei dürfe die Beimengung von Anteilscheinen nicht fehlen. Diese Ideen wurden in einem Anlagereglement festgehalten, Rolf Jsaac, vor dieser Anlagepolitik warnend, von der alleinigen Verantwortung über das Vermögen entlastet und die Aufgabe einer dreiköpfigen Anlagekommission übertragen, der Jsaac von Amtes wegen zum Guten angehörte. Seither hat zwar erwartungsgemäss die Volatilität, die Wertschwankung des Gemeindevermögens vermehrend wie vermindernd stark zugenommen; am Langzeitergebnis hat sich gegenüber der früheren, streng konservativen Anlagestrategie jedoch wenig geändert.

Kassier der Jüdischen Gemeinde St.Gallen zu sein bedeutet nur zum kleineren Teil, Finanzen zu verwalten. Vielmehr ist der Kassier Ansprechperson für alle Einzelfragen von Mitgliedern in Zusammenhang mit der Gemeinde, sofern sie nicht ein religiöses Anliegen betreffen. Der Präsident bleibt davon weitgehend verschont: seine Aufgabe ist es ja, «zu begrüssen und zu danken». Rolf Jsaac hat alle diese Fragen und Probleme geduldig entgegengenommen und sie bearbeitet; den Fragestellern ist er stets Rede und Antwort gestanden. Häufige Anfragen betrafen die Belange der Friedhöfe, denen er sich besonders annahm. Denn durch den frühen Verlust beider Eltern und auch eines weiteren kleinen Bruders geprägt, ist ihm deren Pflege ein besonderes Anliegen. Schief stehende Grabsteine, Zusammenarbeit mit dem Gärtner, technische Fragen bis hin zur umweltgerechten Grundwasserableitung: All diese Fragen wurden von ihm entdramatisiert – bei Friedhofsfragen wogen die Emotionen häufig hoch – und unaufgeregt und sachgerecht behandelt, Mängel behoben.

Besonders glücklich trifft es sich, wenn Pflicht und Neigung einander nahe kommen. Im Falle von Rolf Jsaac meine ich seine Neigung, Liegenschaften zu pflegen und zu erhalten und demgegenüber seine Pflicht als Kassier, sich um die beiden Liegenschaften der Gemeinde, die Synagoge und das Gemeindehaus, zu kümmern. Besonders die Erhaltung der Synagoge erforderte über die Jahre hinweg einen überdurchschnittlichen Sachverstand, den er, verbunden mit grossem Zeitaufwand und der nötigen Liebe zum Einzelnen, aufs vortrefflichste walten liess. Zwei Höhepunkte sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen: zum einen die aufwändig und umsichtig ausgeführte Aussen- und Innenrenovation des Gemeindehauses gegen Ende der Achtzigerjahre, zum anderen die Restauration der Synagoge, die Jsaac zusammen mit dem mittlerweile verschiedenen Facharchitekten Tönis Kask kongenial ausführte. Letzteres Ergebnis überzeugt immer wieder und erfreut bei jedem Besuch dieses geschützten historischen Bauwerks.

Arbeit im Vorstand

Wie eingangs bereits angesprochen, fiel mir die Eingewöhnung in die Arbeit im Vorstand, insbesondere an den Vorstandssitzungen, nicht leicht: Anfänger, der ich war und der noch viel zu lernen hatte, empfand mich als solcher, und die Rolle als Sitzungsleiter wollte nicht so recht zu mir passen. Im Vorstand waren, mit sechs Männern und einer Frau, die verschiedensten Temperamente vereinigt, auf die eingegangen werden musste und die gepflegt werden wollten. Zudem waren die Ansprüche der einzelnen Vorstandsmitglieder auf Meinungsführerschaft unterschiedlich ausgeprägt, und die Tatsache, dass jemand seine Ansichten zurückhaltend vertrat, stellte die Qualität der Aussage nicht von vorneherein in Frage. Erst mit den Jahren habe ich die Technik erworben, alle Teilnehmer der Vorstandssitzung in die Meinungsbildung einzubeziehen; darüber aber unten mehr.

Gleichsam beispielhaft und im Sinne einer Typologie, keinesfalls aber in irgend einer Form wertend, schildere ich im

Folgenden vier Charaktere, die mich in den ersten Jahren als Vorsitzender im Vorstand beeindruckten, und die unterschiedlicher nicht sein konnten. Alle vier sind längst nicht mehr im Vorstand tätig; zwei davon schieden zufolge ihres Wegzugs von St.Gallen. Es sind dies Albert Herz, Francis Lévy, Simon Rothschild und Rhoda Schnur.

Rhoda Schnur ist eine weise Frau, hoch gebildet und vielfältig belesen, die das geistige Erbe ihres vor Jahren verstorbenen Gatten, des Latein-Gelehrten und Dichters Harry Schnur weiter hegt und pflegt. An den Vorstandssitzungen war ihr die Achtung aller Anwesenden sicher. Wurden Themen kontrovers diskutiert – und gerade in Zusammenhang mit der öffentlich-rechtlichen Anerkennung ergaben sich solche Situationen immer wieder – so verhielt sie sich nach einem ihr eigenen Muster: Sie beobachtete die Diskussion, bis der Meinungswiderspruch das Stadium der Sackgasse erreicht hatte. Das war ihr jeweils Signal für den Einsatz: Zuerst griff sie die Argumente in einem Kurzüberblick nochmals auf und schied dann das in ihren Augen Unwesentliche vom Wesentlichen. Schliesslich destillierte sie die ihrer Ansicht gemäss folgerichtige Lösung des Problems aus ihrem Votum heraus und löste damit manch toten Punkt auf. Viel hat die Gemeinde Rhoda Schnur zu verdanken. Und der Vorstand bedauerte es ausserordentlich, dass sie mit dem Übergang zum öffentlich-rechtlichen Status das Gremium verliess, weil sie St.Galler Jüdin ohne schweizerisches Bürgerrecht war.

Simon Rothschild präsentierte sich als Patron alter Schule. Aus dem Nichts heraus hatte er sich seine Position in Geschäftsleben und Gesellschaft erkämpft. Als Geschäftsherr waltete er autoritär, duldete er keinen Widerspruch. Seine Vorahnungen und das intuitive Gefühl für das jeweils Erfolgversprechende gaben ihm Recht und bestärkten ihn in dieser Haltung. So verwundert es nicht, dass im Vorstand Simon Rothschilds Kompromissfähigkeit nicht seine hervorstechendste Eigenschaft war. Vertrat er ein Anliegen, wie beispielsweise die öffentlich-rechtliche Anerkennung der Gemeinde, so war es sein Ziel, dieses ohne Abstriche zum Beschluss zu erhe-

ben. Gleichsam stieg er in den Ring, um den Kampf – und sei es Rothschild allein gegen den Rest des Vorstands – zu gewinnen. Dabei konnte schon auch einmal ein lautes Wort fallen. Aussergewöhnlich bewundernswert jedoch: ich habe keinen anderen Menschen kennen gelernt, der wie Simon Rothschild fähig war, Härte im Sachgeschäft und Wärme in der persönlichen Beziehung so klar voneinander zu trennen.

Francis Lévy war an den Vorstandssitzungen meistens ruhig. Seine Aufgabe war die Pflege des synagogalen Bereichs, sofern es sich nicht um Zuständigkeiten des Rabbiners handelte. Francis Lévy stammt aus einer religiösen Familie, ist verheiratet und pflegt die Traditionen weiter. An den Vorstandssitzungen meldete er sich dann zu Wort, wenn sein Zuständigkeitsbereich angesprochen war. Dann vertrat er seine Meinung jeweils ganz pointiert. Wurden andere Themen diskutiert, äusserte er sich kaum je spontan; seine oftmals fundierten Überlegungen mussten aus ihm herausgelockt werden. So bedauerten schlussendlich alle Vorstandsmitglieder, dass einer beruflichen Veränderung folgend Francis Lévy das Gremium verliess und zusammen mit seiner Familie nach Genf übersiedelte.

Albert Herz sorgte sich sehr um die Gemeinde. Zusammen mit seiner allzu früh verstorbenen Gattin Maja pflegte er soziale Kontakte nach allen Seiten. Insbesondere im Leben Zukurzgekommene fanden im Hause Herz immer eine offene Tür. Als während des Balkankriegs von 1991 auch jüdische Flüchtlinge in die Schweiz kamen, nahmen Maja und Albert Herz kurz entschlossen eine Familie aus Bosnien für mehrere Monate bei sich auf, rückten zusammen und teilten die eng gewordene Wohnung mit den Bedürftigen. Im Vorstand galt Albert Herz' Sorge den einzelnen, mitunter auch den kleinen Dingen. Und diese suchte er möglichst im Grundsatz und mit dem dazu erforderlichen Zeitaufwand zu diskutieren. Nicht immer war die Runde bereit, solchem Anliegen zu folgen, vor allem wenn die Stunde schon vorgerückt war. Dann konnte es schon einmal passieren, dass am nächsten Abend Albert Herz den Versammlungsleiter vom Vortag wiederum zu spä-

ter Stunde anrief und das Thema im Zwiegespräch weiter ausführte, bis eine ihn befriedigende Lösung gefunden war.

Die Beschreibung der vier Persönlichkeiten lässt erahnen, dass die Führung einer solch uneinheitlichen Gruppe auch geübt werden muss. Dies wurde für mich dann einfacher, als nach dem Ausscheiden von Simon Rothschild aus dem Vorstand Rolf Jsaac neben seinem Amt als Kassenwart zusätzlich offiziell zum Co-Präsident ernannt wurde. Ab diesem Zeitpunkt bereiteten wir jede Vorstandssitzung gemeinsam vor: Einige Stunden vor dem Versammlungstermin sprachen wir regelmässig per Telefon miteinander und gingen zusammen das Sitzungsprogramm durch. Zu jedem einzelnen Programmpunkt klärten wir einzeln unsere Positionen: diese stimmten häufig überein, taten dies aber keineswegs immer. In solcher Situation versuchten wir einander gegenseitig von der eigenen Sicht zu überzeugen. Gelang dies nicht, so vertraten wir dann an der Sitzung unsere unterschiedlichen Standpunkte. In der Runde wählte ich zur Behandlung kontroverser Themen gerne folgendes Vorgehen: Ich stellte das Thema vor und legte dabei möglichst alle Aspekte dar. Dann bat ich jedes Vorstandsmitglied um seine eigene Meinung dazu. Das hatte den Vorteil, dass immer alle zu hören waren. Die Reihe der Voten folgte dem Uhrzeigersinn, so dass der gewohnheitsmässig rechts von mir sitzende Rolf Jsaac als Vorletzter seine und ich als Letzter meine persönliche Ansicht zum Thema äusserten. Diese Art der Meinungsbildung hat dem Vorstand und mir persönlich sehr viel gebracht: Vielfach konnten so bei anfänglich unterschiedlicher Ausgangslage ein tragfähiger Kompromiss gefunden werden. Und der sachbezogen-freundschaftliche Charakter der Diskussion blieb praktisch ausnahmslos erhalten. Persönlich lernte ich Sichtweisen zu Problemen kennen, die mir nicht unbedingt geläufig waren, die ich dann aber immer wieder für einen gemeinsamen Beschluss übernahm. Schlussendlich war es die Befriedigung, Lösungen gemeinsam erarbeitet zu haben, die mich für meinen Einsatz an Zeit und Aufwand entschädigten.

Quo Vadis Jüdische Gemeinde St.Gallen?

Die Zukunft voraus zu sehen ist ein Ding der Unmöglichkeit. Allenfalls kann man die nächsten Entwicklungen voraus ahnen, und versuchen, sich darauf einzustellen. Weitere Fernsicht soll man gar nicht wagen, denn die Unwägbarkeiten der künftigen Realität verurteilen jeglichen solchen Versuch von vorneherein zum Scheitern. Hin und wieder lohnt es sich jedoch, die Vergangenheit zu bemühen, um die grossen Linien der Entwicklungsverläufe zu erkennen. Und so sei es mir erlaubt einzelne mir wesentlich erscheinende Berichte aus der Rückschau hervor zu beleuchten.

Josef ben Mattitjahu lebte vor 2000 Jahren. Er stammte aus einer Jerusalemer Priesterfamilie, war selber Priester, organisierte die Verteidigung von Galiläa gegen die Legionen des Flavius Vespasianus, kam nach dem Fall von Jotapata/Jodefat in römische Gefangenschaft, erlangte die Befreiung, beobachtete als Augenzeuge die Belagerung und Erstürmung Jerusalems durch die Legionäre des Titus, erhielt das römische Bürgerrecht unter dem Namen Flavius Josephus und zeichnete unter dem Titel «de bello iudaico»/«Der Jüdische Krieg» die Vorgeschichte und die Geschichte des Feldzugs auf. Im ersten Kapitel lesen wir in Zusammenhang mit der Eroberung Jerusalems durch den Antiochus Epiphanes um das Jahr 174 v.d.Z.: «Dem Antiochus indes genügte weder die unverhoffte Einnahme der Stadt noch die Plünderung, noch das gewaltige Blutbad, sondern im Taumel seiner Leidenschaft und im Andenken an seine während der Belagerung bestandenen Strapazen zwang er die Juden, im Widerspruch mit den heimischen Gesetzen ihre Kinder unbeschnitten zu lassen und Schweine auf dem Altar zu opfern.»

Viel später schreibt Lothar Rothschild in seiner Chronik «Im Strom der Zeit» zum 100-Jahr-Jubiläum der Jüdischen Gemeinde St.Gallen mit Blick auf das Wirken von Rabbiner Hermann Engelbert und im Zusammenhang mit dem Verbot des Schächtens: «Noch auf einem anderen Gebiet trat Engelbert nach aussen hervor, diesmal für die Gemeinde und kei-

neswegs freiwillig, sondern durch behördliche Massnahmen auf den Plan gerufen. Es handelte sich um das Schächten, wie das jüdisch-rituelle Schlachtverfahren bezeichnet wird. Mit dieser Frage hat sich die Öffentlichkeit in der Schweiz immer wieder befasst, und in den Auseinandersetzungen, die zu Engelberts Lebzeiten stattgefunden haben, hat er sich mit Energie und Hingabe für die Wahrung der freien Glaubensausübung und zugleich für die Postulate eines echten Tierschutzes, wie ihn die Bibel fordert, eingesetzt.»

In «Zeugnis und Perspektive» lesen wir die folgenden Worte aus der Feder von Hermann Schmelzer: «In den achtziger Jahren wurde das Aktionskomitee für die Juden in der Sowjetunion auch in St.Gallen aktiv. Diese Gruppe setzt sich solidarisch für russische Juden ein und versucht, Kontakte mit ihnen aufzunehmen und aufrecht zu erhalten». Im Text nicht ausgesprochen, da gemeinhin als bekannt vorausgesetzt, war die Tatsache, dass jüdisches Leben und damit verbunden die freie Ausübung der Religion in der damaligen Sowjetunion rigoros unterdrückt und auch verfolgt wurde.

Die drei Texte aus drei verschiedenen historischen Epochen – weitere liessen sich in beliebiger Zahl anführen – zeigen beispielhaft auf, wie gleichsam aus dem Nichts heraus jüdische Religionsausübung jederzeit und unvermittelt dem Risiko harter Anfechtung ausgesetzt sein kann. Und Kernaufgabe der Gemeinde und ihrer Führung ist es, die Praxis der Religion nicht nur als geistig-intellektuelle Übung, sondern unter Beibehaltung ihrer Rituale zu bewahren und zu gewährleisten. Vorausschauend muss deshalb die Gemeindeleitung die politisch-atmosphärische Grosswetterlage beobachten, sich auf mögliche unerwartete Wendungen einstellen, sich der Gefolgschaft der Gemeinde versichern und gegebenenfalls die notwendigen Vorkehrungen treffen.

Fotonachweis/Abkürzungen

TA	Tachles Archiv
CH	Carmen Hagmann-Jsaac
NH	Noam Hertig
RJ	Rolf Jsaac
TK	Tönis Kask
ARK	Abdur Rahmann Kirchhoff
FL	Florian Lauchenauer
LS	Lekha Sakar
SGT	St.Galler Tagblatt

Das Autorenquartett



Rita Schneidinger Keller
Präsidentin der JGSG seit 2009
Im Vorstand seit 2008



Rolf Jsaac
Co-Präsident der JGSG von 1994 bis 2010
Im Vorstand von 1977 bis 2010



Hermann I. Schmelzer
Rabbiner der JGSG von 1968 bis 2012



Roland Richter
Präsident der JGSG von 1994 bis 2009
Im Vorstand von 1994 bis 2009

ISBN 978-3-033-03830-1